Gall. rev. Revolution
1022 R

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die
französische Revolution
von
1848.

Für das Volk geschrieben

von

C. W.

Zwickau, 1849.

Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die französische Revolution von 1848.

Einleitung.

Noch kein Jahr ist vergangen, seit das Volk von Paris den Thron Ludwig Philipp's verbrannte und die Republik ausrief; aber so lehrreich, so folgenschwer ist dieser kurze Zeitraum gewesen, daß er den Inhalt von dreißig Jahren zu umfassen scheint.

Durch arglistige Mittel war es dem Herzoge von Orleans gelungen, nach der Vertreibung seiner nächsten Anverwandten die Herrschaft in Frankreich an sich zu reißen; mit arglistiger Staatsklugheit hatte er getrachtet, sich darin zu behaupten und die gesicherte Macht seinen Nachkommen zu hinterlassen. Nur auf diesen einen Punkt war der Blick dieses Mannes unausgesetzt gerichtet gewesen; ihm galt die Wohlfahrt und Freiheit des Volkes wenig: er sah in Frankreich nur das Erbe seiner Kinder, und eben so schlau, wie glücklich, hatte er lange Zeit allen Stürmen getrotzt, alle Gefahren überwunden, so daß in ihm selbst der Glaube wurzelte: er könne das Schicksal zwingen und die Ereignisse nach Gefallen lenken. Furchtbar ward er enttäuscht; zwei Tage reichten hin, das stolze Gebäude zu vernichten, welches auf die fernsten Zeiten berechnet war, und mit Jubel begrüßte nicht blos Frankreich, sondern jedes freiheitliebende Volk Europa's den Sturz einer Macht, welche wie ein schwerer Alp die Erhebung der Nationen verhindert hatte.

Wie durch den Druck einer freigewordenen Feder, wurden auch alle Volksstämme Deutschlands hoch emporgetrieben; während wir uns aber noch des Errungenen

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die

französische Revolution

von

1848.

Für das Volk geschrieben

von

C. W.

Zwickau, 1849.

Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die französische Revolution von 1848.

Einleitung.

Noch kein Jahr ist vergangen, seit das Volk von Paris den Thron Ludwig Philipp's verbrannte und die Republik ausrief; aber so lehrreich, so folgenschwer ist dieser kurze Zeitraum gewesen, daß er den Inhalt von dreißig Jahren zu umfassen scheint.

Durch arglistige Mittel war es dem Herzoge von Orleans gelungen, nach der Vertreibung seiner nächsten Anverwandten die Herrschaft in Frankreich an sich zu reißen; mit arglistiger Staatsklugheit hatte er getrachtet, sich darin zu behaupten und die gesicherte Macht seinen Nachkommen zu hinterlassen. Nur auf diesen einen Punkt war der Blick dieses Mannes unausgesetzt gerichtet gewesen; ihm galt die Wohlfahrt und Freiheit des Volkes wenig: er sah in Frankreich nur das Erbe seiner Kinder, und eben so schlau, wie glücklich, hatte er lange Zeit allen Stürmen getrotzt, alle Gefahren überwunden, so daß in ihm selbst der Glaube wurzelte: er könne das Schicksal zwingen und die Ereignisse nach Gefallen lenken. Furchtbar ward er enttäuscht; zwei Tage reichten hin, das stolze Gebäude zu vernichten, welches auf die fernsten Zeiten berechnet war, und mit Jubel begrüßte nicht blos Frankreich, sondern jedes freiheitliebende Volk Europa's den Sturz einer Macht, welche wie ein schwerer Alp die Erhebung der Nationen verhindert hatte.

Wie durch den Druck einer freigewordenen Feder, wurden auch alle Volksstämme Deutschlands hoch emporgetrieben; während wir uns aber noch des Errungenen

erfreuen und es nach allen Seiten zu entwickeln streben, hat auf dem Boden, auf welchem zuerst die Lichtsäule aufflackerte, die Sache der Freiheit bereits wieder gewaltige Rückschritte gethan; ja wir erblicken Frankreich in einem Zustande, der ungleich trostloser, als sein vergangener, ist. Alle Quellen des Wohlstandes sind versiecht, Gewerbe und Handel beschäftigen bei Weitem wenigere Hände; quälende Noth, selbst wirklicher Hunger bleichen die Wangen, welche noch kurz vorher im Glanze der Hoffnung strahlten, voll Begeisterung glühten; Haß und Zwietracht trennen die Gemüther, die sich in Brüderlichkeit zu vereinigen versprachen, und mit kannibalischer Wuth zerfleischten die Arme einander, welche in den Tagen des Februars gemeinsam für Erringung der Freiheit kämpften. Die Freiheit der Person, die Freiheit der Presse, das Vereinsrecht sind weit mehr verkümmert und durch Ausnahmsgesetze beschränkt, als dies zur Zeit der königlichen Gewalt der Fall war. Der Druck der Steuern, die Last der Staatsschulden schwellen noch übermäßiger an, und mit Schmerz muß man bekennen, daß Frankreich in sechs Monaten unter dem Banner der Republik ärmer und unglücklicher geworden ist, als es jemals unter dem Scepter seiner Könige war.

Wie! war etwa die Herrschaft Ludwig Philipp's doch eine gesegnete? Hatte das Volk unrecht, sich dagegen aufzulehnen? Oder sollte es wohl gar den Vertriebenen zurückrufen? Keineswegs; aber dennoch hat das französische Volk gefehlt. Wohl vermag der Einzelne zuweilen durch einen kühnen Sprung sich über einen Abgrund hinweg zu helfen und unversehrt auf festen, markigen Knochen dazustehen; aber in dem Leben der Völker sind Sprünge jederzeit verhängnißvoll. Diese schweren, vielgegliederten Massen besitzen nicht die Behendigkeit, sich über eine weite Kluft leicht hinwegzuschnellen. Die Bande, wodurch sie zusammengehalten werden, zerreissen bei der gewaltigen Anstrengung, und das wohlgeordnete Ganze zerfällt in einzelne Theile, welche ein gesondertes Leben gewinnen und, anstatt wie früher einträchtig zusammen zu wirken, sich feindlich bekämpfen. Hätte sich Frankreich mit dem Sturze Ludwig

Philipp's und seines Regierungssystems begnügt, hätte es die verfassungsmäßige Monarchie beibehalten, so würde es groß und frei an der Spitze der Nationen stehen und ihnen auf der Bahn gesellschaftlicher Verbesserungen voranschreiten.

Ein römischer Weltweiser gibt uns die Lehre, in das Leben um uns her wie in einen Spiegel zu sehen, und aus den Erfahrungen Anderer Beispiele für uns zu suchen. Nichts kann uns Deutschen daher gelegener bei der Entwickelung unserer Zustände kommen, als die Vorgänge in unserem Nachbarlande. Wir können so wohlfeilen Kaufes dazu gelangen, Zweckmäßiges uns anzueignen, Fehler zu vermeiden und ohne kostspielige eigene Erfahrungen das Bessere zu gewinnen.

Eine gründliche Kenntniß dessen, was sich in Frankreich zuträgt, ist daher eben so lehrreich als nützlich; um aber ein richtiges Urtheil zu erlangen, ist es erforderlich, in den Hintergrund der Begebenheiten zurückzugehen, den Mann kennen zu lernen, der auf Frankreich's Schicksale lange Zeit einen entscheidenden Einfluß ausübte, und unter dessen Händen sich die Verhältnisse gestalteten, welche Erscheinungen herbeiführten, die im ersten Augenblicke überraschen, bei näherer Beleuchtung aber als die nothwendigen Folgen dessen erkannt werden, was vorangegangen war.

Wir wollen daher einen Abriß des Lebens Ludwig Philipp's vorangehen lassen; indem wir seine Herkunft schildern, manchen Blick auf die frühere Geschichte Frankreichs werfen, ihn auf seiner langen Bahn begleiten, die ihn gerade im beginnenden Jünglingsalter an die Schwelle der ersten französischen Revolution führte, deren Wogen ihn in ihre Wirbel faßten, bis sie ihn 41 Jahre später auf den Thron Frankreichs spülten, um ihn nach einem mehr als siebzehnjährigen glänzenden Verweilen auf demselben wieder in den Abgrund zu schleudern.

Können wir dieses große Gemälde auch nur in einen engen Rahmen fassen, so werden wir doch, vertraut damit, dann um so leichter den Gang begreifen, den Frankreich nach den Februartagen einschlug, dessen Schilderung freilich der Hauptzweck dieser Schrift bleibt.

Das Haus Orleans.

Der orleans'sche Zweig des königlichen Hauses von Frankreich stammt von dem zweiten Sohne Ludwig's XIII., Philipp, Herzog von Orleans, Valois, Chartres, Nemours und Montpensier ab, der am 21. Septbr. 1640 in dem Schlosse Saint-Germain en Laye geboren wurde. Auffallend ist die gleichsam instinktartige Abneigung, welche der ältere bourbonische Zweig gleich anfangs gegen diese jüngere Linie wie im Vorgefühle künftiger Gefahren hegte. Schon Ludwig XIII. hatte einen jüngeren Bruder, Gaston Johann Herzog von Orleans gehabt, den er lebenslänglich mit seinem Argwohn verfolgte, ihn vielleicht gerade dadurch zu manchen falschen Schritten verleitete, der aber 1660 zu Blois kinderlos starb. Nach dem Tode desselben übertrug Ludwig XIV. das Herzogthum Orleans auf seinen damals zwanzigjährigen Bruder Philipp, damit aber zugleich denselben Widerwillen, den sein Vater gegen seinen jüngeren Bruder genährt hatte. Durch eine weibische und weichliche Erziehung sorgte er dafür, ihn unschädlich zu machen, und hielt ihn unerbittlich von allen Staatsgeschäften fern. Obwohl dies nicht ohne dauernden Einfluß auf das Gemüth des Prinzen blieb, so konnte es doch eine gewisse natürliche Tapferkeit nicht unterdrücken, wovon er in den Feldzügen von 1667, 1672 — 1676 Beweise ablegte. Ebenso sehen wir ihn in dem folgenden Jahre bei Kassel und bei Saint-Omer, das er einnahm. Aber gerade dieser erworbene Kriegsruhm, den Ludwig XIV. selbst nicht unbelohnt lassen konnte, reizte die Eifersucht des Königs; er entfernte seinen Bruder vom Heere, ohne ihm je wieder einen Befehl anzuvertrauen. Dem Müßiggange und den tadelnswürdigen Neigungen seiner Jugend zurückgegeben, verbrachte er sein ferneres Leben in Unbedeutenheit und endete dasselbe 1701. In erster Ehe hatte er Henriette Anna, Tochter Karls I. von England, zur Gemahlin gehabt, die ihm zwei Töchter gebar und 1670 zu Saint-Cloud an Gift starb, welches ihr der eigene Gatte beigebracht haben soll. Dieser verheirathete sich hierauf mit Charlotte Elisabeth von Pfalz-Baiern, welcher Ehe am 2. August 1674 ein Sohn,

Philipp, entstammte, der bis zum Tode des Vaters Herzog von Chartres hieß. Fünf treffliche Erzieher raubte der Tod diesem Prinzen, um ihn den Händen Dubois — später Kardinal — zu überliefern, der, wenn er gleich seine geistige Entwickelung beförderte, seiner Sittlichkeit unheilbare Wunden schlug. Des Vaters kriegerische Neigungen schienen auf den Sohn übergegangen zu sein, denn schon in dem jugendlichen Alter von siebzehn Jahren nahm er an der Belagerung von Mons, an der Schlacht von Leuze (1691), an der Einnahme von Namur (1692) ehrenvollen Antheil, und that in der wenige Tage darauf folgenden Schlacht von Steenkerken Alles, was man von einem tapfern Anführer erwarten konnte, um die nachtheilige Wendung der Schlacht zu verbessern und den Erfolg zu sichern, wie er auch viel zu dem Siege bei Neerwinden 1693 beitrug. Theilte er den Muth des Vaters, so theilte er auch sein Geschick. Der argwöhnische König entzog ihm die Gelegenheit zu fernerer Auszeichnung, und der gereizte Prinz ergab sich nun in Gesellschaft Dubois und ähnlicher Genossen den ärgsten Lüderlichkeiten und Ausschweifungen. Der König, dem die Aufführung seines Neffen nicht verborgen blieb, sah diese keineswegs ungern, denn je mehr sich der Prinz selbst zu Grunde richtete, je weniger wurde er dem regierenden Hause gefährlich. Er gab ihm sogar seine mit der Marquise von Montespan erzeugte uneheliche Tochter, Mademoiselle von Blois, zur Gemahlin, eine Ehe, welche der Prinz um der dargebotenen Vortheile willen einging. Nachdem ihm die Güter und Würden seines 1701 gestorbenen Vaters zugefallen waren, entriß sich der nunmehrige Herzog von Orleans seinen lasterhaften Gewohnheiten, um gegen das Testament seines Schwagers Karls II. von Spanien Einspruch zu erheben, durch welches die orleans'sche Linie von der spanischen Thronfolge ausgeschlossen worden war. Die bedrängte Lage, in welche Frankreich durch den spanischen Erbfolgekrieg versetzt wurde, vermochte den König im Jahre 1706 seinem Neffen den Heerbefehl in Italien zu vertrauen, doch erlitt er bei Turin eine gänzliche Niederlage, welche seine Feinde der Unfähigkeit des Prinzen, seine Freunde dem Eigensinn

des Marschalls Marsin zur Last legen, in dessen Person ihm allerdings ein Aufseher bestellt worden war, der seine Handlungen beschränkte.

Freundlicher lächelte ihm 1708 das Kriegsglück in Spanien, doch benutzte er die seinen Händen vertraute Macht und Gelegenheit zu Umtrieben, um sich des spanischen Throns zu bemächtigen. Das Complott wurde im folgenden Jahre zu Madrid entdeckt, die Freunde des Herzogs wanderten in das Gefängniß, von dem Haupte des herzoglichen Hochverräthers aber wendete die königliche Gnade die Anklage ab, und entfernte ihn nur von jeder ferneren Thätigkeit in Staatsangelegenheiten.

Eingeschlossen in das Palais Royal zu Paris, beschäftigte er sich mit Kupferstecherei und Malerei, wofür er beträchtliche Anlage besaß. Achtzig Jahre später rief der berühmte Maler David beim Erblicken der Arbeiten des Herzogs in seiner derben Weise: „Dieser Esel hätte besser gethan, Maler zu werden, als Prinz; Frankreich würde einen großen Künstler mehr und einen schlechten Prinzen weniger zählen."

Gleich eifrig beschäftigte er sich mit Chemie, oder, wie man im Volke glaubte, mit Bereitung von Giften. Bald darauf verödeten zahlreiche Todesfälle das königliche Haus, so daß Ludwig XIV., als er am 1. September 1715 starb, nur seinen Urenkel, ein Kind von fünf Jahren, den nachmaligen Ludwig XV., als einzigen Thronerben hinterließ.

Das Volk klagte den Herzog von Orleans der Giftmischerei an, und wollte bei dem Begräbniß dieser fürstlichen Personen seinen Palast stürmen. Zwar sprach die Erklärung der Aerzte, daß diese Glieder des königlichen Hauses an den Rötheln gestorben seien, ihn von dem greulichen Verdachte frei, dennoch schlichen sich dunkle Gerüchte fort, und die Anklage des Giftmordes in besagtem Falle erneuerte sich jedes Mal, wenn sich die Erbitterung des Volks gegen das orleans'sche Haus Luft machen wollte.

Ludwig XIV. hatte in seinem Testamente seinen unehelichen Sohn, den Herzog von Maine, zum Vormund des Thronerben und zum Regenten während der Minderjährigkeit desselben ernannt; aber der Herzog von Or-

leans machte die Rechte geltend, welche ihm nach den Gesetzen des Reichs allerdings zustanden, erklärte sich in Gegenwart des Parlaments selbst zum Regenten von Frankreich, und dasselbe Volk, welches ihn kurz vorher als Mörder bezeichnete und erwürgen wollte, jauchzte ihm Beifall zu. Freilich soll der Herzog seine Schätze nicht gespart haben, um diese veränderte Stimmung hervorzurufen. Der Versuch des Herzogs v. Maine, mit Hilfe spanischer Waffen seinen Mitbewerber zu vertreiben, scheiterte und somit begann der achtjährige Zeitraum dieser Regentschaft, welche unstreitig die schmachvollste Stelle in der französischen Geschichte einnimmt. Ein unsinniges, auf bloße Schwindelei berechnetes Finanzsystem, welches im Jahr 1716 durch den Schottländer Johann Law unter Begünstigung des Regenten eingeführt wurde, stürzte zahllose Familien in Unglück und Verderben, und schlug dem Wohlstande des Landes tiefe Wunden, noch tiefere aber, die grenzenlose Sittenlosigkeit des Regenten und seines zum Kardinal und ersten Minister erhobenen Günstlings Dubois, welche im Bunde mit dem Auswurf der Nation sich allen Lastern ungescheut hingaben. Jedes Gefühl für das Wohlanständige wurde im Volke erstickt, und eine Leichtfertigkeit, eine Verachtung alles Ehrwürdigen und Heiligen allgemein gemacht, welche den ganzen Staat vergiftete. Das damals gesäete Unkraut hat nie aufgehört fortzuwuchern, und zu den Ausschweifungen der französischen Revolution muß man die Wurzeln in jenen Tagen suchen, in welchen der Nation jede sittliche Unterlage entrissen wurde. Wie viel auch schon unter den vorhergehenden Regierungen zum öffentlichen Verderbniß geschehen war, wie reich dasselbe unter dem funfzehnten Ludwig aufschoß, dennoch waren nicht alle Abscheulichkeiten so gehäuft, als am Hofe des Regenten. Mehrere seiner Töchter waren öffentliche Dirnen, mit denen der Vater selbst Blutschande trieb, und sie erlangten einen so unseligen Ruf in der Geschichte, daß ein Witzbold vorschlug, auf das Grab ihrer Mutter die Denkschrift zu setzen: „Hier liegt der Müssiggang, weil Müssiggang der Ursprung aller Laster ist."

Im Jahr 1723 ward Ludwig XV. mündig, und

der geistig und sittlich verwahrlosete, dreizehnjährige Knabe sollte nun als Selbstherrscher die Geschicke eines großen Volkes nach Willkür lenken. Philipp von Orleans, nun sein erster Minister, setzte sein wüstes Leben gleichmäßig fort, jedoch durch Ausschweifungen entnervt, starb er in den Armen seiner neuen Buhlerin, der Herzogin von Phalaris, am 25. Dezbr. 1723 am Blutschlage. Sein einziger Sohn, Ludwig, 1703 zu Versailles geboren, vermählte sich 1724 mit einer badischen Prinzessin, welche ihm zwei Jahre darauf durch den Tod entrissen wurde. Der jugendliche Gatte hatte mit großer Liebe an dieser Frau gehangen; trostlos über ihren Verlust zog er sich ganz von der Welt zurück, um sein Leben dem Gebet, der Belehrung und der Wohlthätigkeit zu widmen. Mit einem schwachen Verstande begabt, verfiel er jedoch bei seinen frommen Uebungen in die äußersten Uebertreibungen, begab sich, um jenen ungestörter obliegen zu können, 1744 in die Abtei Saint-Genievre, und starb daselbst 1752. Sein am 12. Mai 1725 zu Versailles geborner Sohn Ludwig Philipp war der einzige Erbe seiner Würden und Güter. Er suchte Auszeichnung auf dem Felde der Ehre, verheirathete sich 1743 mit Luise Henriette von Bourbon-Conti, schloß nach deren Tode im Jahr 1777 eine sogenannte morganatische Ehe mit der verw. Frau von Montesson und starb am 18. November 1783.

Waren die beiden letztgenannten Glieder des orleansschen Hauses, welche den Namen desselben fortpflanzten, in gänzlicher Unbedeutenheit über die Bühne des Lebens dahin gegangen, so treffen wir nun auf einen Sprößling, der seines Großvaters würdig war, ihn aber an Tücke, Niederträchtigkeit und Verruchtheit übertraf, und als das ärgste Scheusal erscheint, mit dessen Namen jemals die Blätter der Geschichte besudelt wurden. Es ist dies der am 13. April 1747 geborene Ludwig Philipp Joseph, welcher, so lange sein Großvater lebte, Herzog von Montpensier, hierauf und bis zum Tode seines Vaters Herzog von Chartres hieß, 1783 Herzog von Orleans wurde, und sich während der Revolution den Namen „Herzog Egalité" (Gleichheit) beilegte.

In dem Zeitraum, in welchem sein Sohn, Ludwig Philipp, den Thron von Frankreich einnahm, haben mehrere Schriftsteller, theils aus wirklicher Zuneigung für den König, theils aus eigennützigen Absichten den vergeblichen Versuch gemacht, das Bild jenes Mannes von vielen ihm anklebenden häßlichen Flecken zu reinigen, und sein Leben und Wirken in milderem Lichte darzustellen. Die Stimme der Wahrheit ließ sich jedoch nicht unterdrücken; je mehr sich jene bemühten, durch künstliche Wendungen die dunkelsten Stellen zu verschleiern oder zu übertünchen, um so geschäftiger waren die Gegner des regierenden Hauses, bisher unbekannt gebliebene Blätter aus der Geschichte jener Tage hervorzuziehen, deren Glaubwürdigkeit nicht entkräftet worden ist, und die nur den Seelenkundigen darüber zweifelhaft machen, wie so viel Verruchtheit in einer Menschenbrust Raum finden konnte. Ihn brandmarkt vor allem der Vorwurf, die Ausartung der ersten französischen Revolution veranlaßt und befördert zu haben, ihm fallen jene Greuel zur Last, deren blutiges Andenken noch heut jedes edle Herz mit Trauer erfüllt.

Alle diese Vorwürfe treffen ihn um so härter, je mehr die Natur für diese Prinzen gethan hatte. Er besaß ein gefälliges Aeußere, angenehme Manieren und geistige Anlagen, welche letztere seine Erziehung jedoch unentwickelt ließ, während frühe Ausschweifungen seinen Körper zerstörten und seinen Zügen ein widerwärtiges Gepräge aufdrückten, in welches heftige Leidenschaften ihre abschreckenden Züge eingruben.

Als Frankreich sich in dem amerikanischen Freiheitskriege gegen England erklärte, wollte der Prinz den Ruf der Tapferkeit aufrecht halten, den mehrere seiner Ahnen genossen. Da ihm ein Oberbefehl versagt wurde, diente er als Freiwilliger auf der Flotte des Admirals d'Orvilliers, doch war ihm persönlicher Muth nicht eigen, und während öffentliche Berichte seiner anerkennend erwähnten, äußerten sich mehrere Zeugen seiner Thaten spottend über seine Feigheit.

Durch die gemeinsten Ausschweifungen entnervt, ging seiner Seele vollends alle Kraft zur Durchführung der ehrgeizigen Pläne verloren, die er nährte; von einem

falschen Schritte zum andern verleitet, taumelte er dem Abgrunde entgegen, in dem er schmachvoll unterging.

Sein Haß gegen das königliche Haus soll seinen Ursprung dadurch gewonnen haben, daß der Erzherzog Maximilian bei seiner Anwesenheit zu Paris im Jahr 1776 dem Prinzen keinen Besuch machte, was dieser dem Einfluß der Königin zuschrieb. Wohl mag ein solcher Umstand das eitle Gemüth dieses Weltmenschen verletzt haben, doch lagen die Gründe seines Hasses tiefer. Die Pläne, die schon sein Urgroßvater verfolgt hatte, erwachten mit neuer Heftigkeit in seinem Busen, und seine verlangenden Blicke richteten sich auf den Thron, den zu besteigen erst seinem schlaueren Sohne vorbehalten blieb.

War jene oben beregte Vernachlässigung einer üblichen Höflichkeit somit nicht der Grund, so ward sie doch der Vorwand zur Anfeindung der königlichen Familie; von da ab begannen wenigstens seine Intriguen, seine geheimen und offenen Verfolgungen und sein Streben, den älteren bourbonischen Zweig vom Throne zu stürzen, um sich nach seinem Falle zu erheben. Diesen Plänen opferte er jedes Gefühl für Recht und Ehre, so wie sein ganzes großes Vermögen.

Im Parlament, in der Versammlung der Reichsstände nahm er entschieden Partei wider den König, stachelte die Leidenschaften der rohen Massen gegen diesen auf, erregte durch den Ankauf großer Getreidevorräthe eine künstliche Hungersnoth, während er sich beim Volke dadurch beliebt machte, daß er an sie unbedeutende Lebensmittel vertheilen ließ. Eine geheime Geschichte des orleansschen Hauses, die freilich mit sichtlicher Bitterkeit geschrieben ist, jedoch zur Bewahrheitung ihrer Beschuldigungen manche Urkunde beibringt, welcher nicht widersprochen worden ist, entfaltet das ganze ekelhafte Treiben dieses Trugspiels auf eine Entsetzen erregende Weise. Wir erblicken hier den Herzog von Orleans, wie er seine früher bereicherten Maitressen bestiehlt, mit Dieben und Straßenräubern in offener Verbindung steht, den Meuchelmord anleitet, und vor keinem Verbrechen zurückbebt. Offen stand er an der Spitze der gewaltthätigsten Faktionen; offen stimmte er für den

Tod Ludwig XVI., worüber sich selbst die ergrimmtesten Gegner der königlichen Macht entsetzten, und war sogar bei seiner Hinrichtung gegenwärtig. Da es ihm aber in entscheidenden Augenblicken an Thatkraft fehlte; da Feigheit und Unentschlossenheit ihn jederzeit hinderten, die Umstände zu seinem Vortheil zu benützen, so ward er der bloße Spielball der Parteien, welche, nachdem sein Vermögen erschöpft und er ihnen zu nichts mehr brauchbar war, ihn bei Seite warfen. Der Uebertritt seines ältesten Sohnes zu den Oestreichern (1793) gab einen schicklichen Vorwand, sich seiner gänzlich zu entledigen. Er ward angeklagt, von Marseille, wo er sich mit seiner Familie aufhielt, nach Paris geschleppt, seiner ziemlich gewandten Vertheidigung ungeachtet, zum Tode verurtheilt und am 6. November 1793 guillotinirt. Die Standhaftigkeit, die er im Tode bewies, ist der einzige Lichtpunkt in diesem düstern Leben.

So war die Familie beschaffen, der Ludwig Philipp, König der Franzosen, entstammt. Seine Herkunft konnte keine günstigen Vorurtheile für ihn erwecken, und wenn die Vergangenheit vieler Geschlechter des höchsten französischen Adels Tadelnswürdiges genug enthält, um die Abneigung gegen den Adel als Stand in jenem Lande erklärlich zu finden, so ist doch keines so befleckt, als dasjenige, welches durch seine Abstammung dem Throne am nächsten stand. Suchen wir nun den Mann kennen zu lernen, dem es gelang, das Andenken solcher finsteren Thaten bis zu dem Grade zu verwischen, daß man freiwillig auf sein Haupt die Krone setzte, nach der seine Familie lange vergeblich rang.

Ludwig Philipp.

Ludwig Philipp ward am 6. Oktober 1773 zu Paris in Palais royal geboren, und erhielt bei seiner Geburt den Titel eines Herzogs von Valois, was bei seiner Erhebung auf den französischen Thron den nicht geschichtskundigen Franzosen Veranlassung zu der lächerlichen Behauptung gab: Ludwig Philipp sein kein Bourbon, sondern ein Valois. Nach dem Tode seines Großvaters, im Jahr 1783, ging auf ihn der Titel eines

Herzogs von Chartres, den bis dahin sein Vater geführt hatte, über, und nach der Enthauptung des Letzteren, 1793, nahm er die damals sehr wenig besagende Würde eines Herzogs von Orleans an. Seine Mutter, Luise Marie Adelaide, war die Tochter des Herzogs von Bourbon-Penthievre, der als ein außerehelicher Sproß von Ludwig XIV. abstammte. Mit musterhafter Treue widmete sie sich ihren Mutterpflichten, und ihr kommt hauptsächlich das Verdienst zu, daß ihre Kinder eine sorgfältige Erziehung genossen haben. In das Schicksal ihres Gatten verwickelt, obgleich sie mit dessen Plänen nie einverstanden war, blieb sie bis 1797 in Gefangenschaft. Nach erlangter Freiheit begab sie sich nach Spanien, wo sie von einer Pension von 10,000 Franken lebte, welche die französische Regierung ihr auszahlen ließ. Von Barcellona, wo sie anfänglich ihren Wohnsitz aufschlug, übersiedelte sie nach Figueras, wurde aber auch von dort durch die Donner Napoleons verscheucht, und wanderte 1808 flüchtig und zu Fuß nach dem Kloster Villasacra. Um der Vermählung ihres Sohnes Ludwig Philipp beizuwohnen, schiffte sie 1809 nach Sizilien, hielt sich später in Mahon auf der Insel Minorka auf, kehrte 1817 nach Frankreich zurück, verließ Paris nicht, als Napoleon im folgenden Jahre wiederkehrte, und starb daselbst 1821.

Ludwig Philipp wurde im fünften Jahre der Leitung des Ritters Bonnard übergeben, der in der Artillerie ehrenvoll gedient hatte, und ein Mann von Geist und dichterischen Anlagen war. Bis zum Jahr 1782 widmete sich dieser mit ziemlichem Erfolg der Erfüllung der ihm übertragenen Pflichten, ohne jedoch dadurch den väterlichen Absichten vollkommen zu entsprechen. Inzwischen war die bekannte Frau von Genlis mit der Erziehung zweier Zwillingstöchter des orleansschen Hauses betraut worden, und ihre Erziehungsweise, wobei sie sich nach den Grundsätzen Jean Jaques Rousseaus richtete, gefiel dem Herzog so wohl, daß er sich entschloß, auch seine Söhne der Aufsicht dieser Frau zu übergeben. Der Ritter von Bonnard, dadurch verletzt, nahm seinen Abschied, und zum Erstaunen aller Welt ward Frau von Genlis die Erzieherin der orleansschen Söhne. Sie

selbst ertheilte ihnen den Unterricht in der alten Götterlehre, der schönen Literatur, der Geschichte, Erdbeschreibung und den Naturwissenschaften, während in ihrem Beisein der Abbe Guyot die alten Sprachen vortrug, Lebrun als Religionslehrer und Rechenmeister angestellt war. Andere Lehrer waren für die englische, deutsche, italienische Sprache, für Chemie, Wundarznei- und Apothekerkunst, für den Ackerbau, das Zeichnen und die Baukunst angenommen worden. So vielerlei Wissen auf ein Mal hätte leicht eine Ueberfüllung herbeiführen können, doch wirkte dem die verständige Weise entgegen, womit der Geist der Zöglinge immer angenehm beschäftigt, in gleichmäßiger Spannung erhalten wurde, und die Erfahrung hat es bestätigt, daß auch bei einer solchen Mannichfaltigkeit der Lehrgegenstände gründliche Kenntnisse, die Ludwig Philipp unstreitig besitzt, erworben werden können. Die anfängliche Trägheit des Knaben besiegte seine Erzieherin, indem sie die ihm angeborene Eitelkeit zu Hilfe rief, seinen Ehrgeiz aufstachelte, und ihm das Gemälde eines unrühmlichen Daseins als Schreckbild vorhielt. Körperliche Uebungen stählten zugleich die Gesundheit und Kraft seines Leibes, und machten ihn geschickt, nachmals alle Beschwerden eines unruhigen Lebens zu ertragen, sowie sie wohl auch auf seine Lebensdauer von entschiedenem Einfluß gewesen sind.

Seine gemüthliche Ausbildung war jedoch weit weniger glücklich bedacht. Das verschmitzte Weib, unter deren Händen der junge Herzog von Chartres erwuchs, bemächtigte sich für ihre Zwecke nur seiner unedleren Triebe, ohne sein inneres Wesen auf feste Grundsätze zu stützen, ihm jene erhabene Menschenliebe, jene aufopfernde Hingebung, jene aufrichtige Frömmigkeit und Größe der Seele einzuprägen, welche allein die lauteren Quellen sind, aus denen die Thaten der ehrwürdigen Erscheinungen hervorgehen, die das Glück der Menschheit dauernd begründen.

Zwar finden wir in der Jugendgeschichte Ludwig Philipp's viele Züge des Edelmuths, wovon auch seine Folgezeit nie leer geblieben ist; aber sie waren immer darauf berechnet, eine gewisse Wirkung in der Oeffentlichkeit hervorzubringen, und gehören zumeist der Gat-

tung an, von der es heißt: sie haben ihren Lohn dahin.

So ausgerüstet fand den sechzehnjährigen Jüngling die ernste, verhängnißvolle Zeit, deren Stürme sein Haus und ihn selbst in den Abgrund rissen, ihm aber auch die Bahn brachen, die ihn auf langen Umwegen dahin führte, die Stufen des Throns von Frankreich zu ersteigen.

Die erste Handlung seines öffentlichen Lebens bestand darin, daß, als nach dem Beschluß der konstituirenden Versammlung der Bürgereid in ganz Frankreich erneuert werden sollte, der Prinz sich am 9. Februar 1790 in der Uniform eines Nationalgardisten nach dem Bezirk von Saint-Roch begab, alle seinem Namen beigesetzten Adelstitel durchstrich, und an deren Stelle die Worte: „Bürger von Paris," hinschrieb. Wie wenig aufrichtig es mit dieser Verzichtleistung auf seine Geburtsrechte gemeint war, die er nur wie eine Fahne in das feindliche Lager hinüberwarf, um den Muth, sie wieder zu erobern, anzufeuern, zeigte die nächste Zukunft. Damals aber galt es, volksthümlich zu erscheinen, daher der neue Bürger von Paris auch nie versäumte, die Sitzungen der konstituirenden Versammlung zu besuchen und Mitglied einer Gesellschaft für menschenfreundliche Zwecke zu werden.

Nach Abschaffung der Erstgeburtsrechte umarmte er feierlich seine Brüder mit der Erklärung, daß auch ohne dieses Gesetz Alles unter ihnen gleich sein solle, eine Versicherung, deren Probehaltigkeit sehr zweifelhaft blieb.

Durchgehends bekannte er sich zu den damaligen Grundsätzen der Revolution, ward Mitglied des Jacobinerklubs, und hielt bei seinem Eintritt in denselben am 1. November 1790 eine Rede, welche ihrer revolutionären Richtung wegen mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde.

Die Herzogin, seine Mutter, erschrack über die Stellung, die ihr Sohn einnahm. Sie glaubte hierin den Einfluß der Frau von Genlis zu erkennen, und drang auf die Entfernung dieser Frau. Anfänglich widersetzte sich der Herzog, und erst als seine Gemahlin mit Scheidung drohte, verschleierte er das Auffallende

einer Entlassung durch eine Reise der Frau von Genlis nach England, wohin er ihr seine Tochter, Prinzessin Adelaide, mitgab.

Die drohenden Anstalten des ausgewanderten Adels und der fremden Mächte machten in Frankreich Vertheidigungsanstalten nöthig; alle beurlaubten Offiziere wurden einberufen, und auch der junge Herzog von Chartres begab sich nach Vendome, wo das Dragonerregiment, das er befehligte, in Garnison lag. Hier wußte er sich nicht blos die Liebe der Soldaten und Offiziere zu erwerben, sondern richtete auch die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, als er einige Priester, die den Eid als Staatsbürger zu leisten verweigert hatten und vom Volke verfolgt wurden, durch Muth und Geistesgegenwart der Gefahr entriß, auch dem Ingenieur Siret, der beim Baden in der Loire dem Ertrinken nahe war, das Leben rettete, wofür der Stadtrath von Vendome ihm eine Bürgerkrone zuerkannte.

Beim Ausbruche des Krieges führte er sein Regiment in die Niederlande, und fand hier mehrmals Gelegenheit, sich unter Dumouriez's Befehl als tapferer Offizier und besonnener Anführer zu zeigen.

Zur Nordarmee versetzt, kämpfte er am 19. September 1792 bei Valmy, und hier war es, wo er ein Bataillon, welches das Gepäck bewachte, aber Theil am Gefecht zu nehmen wünschte, mit den Worten in das Feuer führte: „Mögen sich die Tornister heute einmal selbst bewachen." Bald finden wir ihn wieder in Flandern; in der Schlacht von Jemappes (6. Novbr. 1792) führte er seine Soldaten, die er das Bataillon von Jemappes nannte, gegen die feindlichen Schanzen, die er erstürmte. Ohne ihn Schritt für Schritt auf dieser Bahn des Ruhms begleiten zu können, worauf er bei künftigen Gelegenheiten so gern hinwies, bemerken wir nur, daß seine Beförderung zum Generallieutenant nicht gerade unverdient gewesen ist.

Inzwischen gestalteten sich die Verhältnisse in Paris drohender. Der Prozeß gegen Ludwig XVI. hatte begonnen, und der Haß gegen die orleans'sche Familie, deren freiwillige Verbannung man forderte, nahm zu. Der Prinz verließ die Winterquartiere, um seinem Va-

ter persönlich den Rath zu ertheilen, diesen Ausweg zur Sicherheit seiner Familie zu ergreifen. Vergeblich! Unverrichteter Dinge kehrte er zum Heere zurück, wohnte der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793) bei, und beschloß seine kriegerische Laufbahn ehrenvoll, indem er zur Sicherung der Truppen auf dem Rückzuge beitrug.

Dumouriez, unzufrieden mit der Wendung der Dinge in Paris und für seine eigene Sicherheit besorgt, nachdem er die Partei der Schreckensmänner unversöhnlich beleidigt hatte, trat mit dem östreich'schen Heerführer in Unterhandlung. Die zu seiner Verhaftung geschickten Abgeordneten des Convents nahm er selbst gefangen, lieferte sie den Oestreichern aus und ging, da er sein Heer nicht für seine Pläne gewinnen konnte, zu jenen über.

Der Herzog von Chartres folgte seinem Beispiele, glaubte es jedoch der Sicherheit seiner Familie schuldig zu sein, die angebotenen Dienste im östreich'schen Heere auszuschlagen. Er erhielt einen Paß nach der Schweiz, erfuhr in Frankfurt am Main die Verhaftung seiner Familie, und schwankte, ob er zu ihrer Rettung nach Paris zurückkehren sollte.

Die Liebe für das eigene Leben entschied; er setzte seine Reise bis Schaffhausen fort, wo er mit seiner Schwester Adelaide zusammentraf, welche von Frau v. Genlis dahin geführt worden war. Im Kanton Zug, wo sie unter verändertem Namen ein Haus am See mietheten, fanden sie keine bleibende Stätte; der Herzog wurde erkannt, seine Sicherheit bedroht, und um nicht länger seine Schwester zu gefährden, bestimmte er sich zur Trennung. Prinzessin Adelaide erhielt in dem Clarenkloster bei Bremgarten eine Zufluchtstätte; Ludwig Philipp aber entschloß sich, im Gebirge umherzuirren, bis sich die Umstände günstiger gestalten würden. Seine Pferde hatte er zu Basel bis auf eines verkauft, worauf er seinen kranken Diener Baudouin setzte. Das Thier am Zügel führend, nahm er seine Richtung nach dem Hochgebirge, doch hatte der auffallende Zug manche Anfechtungen zu bestehen.

Auf dem Sct. Gotthart verweigerten die Mönche

den Abenteurern die Aufnahme, und verwiesen sie in einen schlechten Schuppen. In Graubündten erlangte der Prinz nebst seinem Begleiter einst während des schrecklichsten Wetters nur mit großer Mühe ein Unterkommen, weil die Wirthin die Gäste in ihrem dürftigen Aufzuge für Räuber hielt. Sie wurden die ganze Nacht von einem Knechte mit geladener Büchse bewacht, der den Auftrag hatte, sie auf der Stelle niederzuschießen, wenn sie verdächtige Anstalten treffen sollten.

Inzwischen hatte der General Montesquieu, der zu Bremgarten im Kanton Aargau lebte, sich des Flüchtlings angenommen und ihm eine Lehrerstelle in der Erziehungsanstalt zu Reichenau in Graubündten verschafft, die er nach abgelegter Prüfung erhielt, und unter dem Namen Chabaud mit einem jährlichen Gehalt von 1400 Franken im Oktbr. 1793 antrat. Acht Monate lang gab er hier Unterricht in Mathematik, Erdbeschreibung, französischer und englischer Sprache, während welcher Zeit er mit den Zöglingen an demselben Tische speiste. Hier erfuhr er das traurige Ende seines Vaters, und dadurch, sowie politischer Bewegungen in Graubündten wegen entschloß er sich zur Niederlegung seiner Stelle. Mit einem Passe und einem günstigen Zeugnisse, beide auf den Namen „Chabaud-Latour" lautend, wanderte der nunmehrige Herzog von Orleans, das Ränzchen auf dem Rücken, den Stab in der Hand, in Begleitung seines treuen Baudouins nach Bremgarten, wo ihn General Montesquieu längere Zeit beherbergte. Er hatte hier den Namen Corby, eines Reformirten aus Languedoc, angenommen, traf aber einst, zu seinem nicht geringen Schrecken, mit dem wahren Inhaber dieses Namens an einer Wirthschaftstafel zusammen, doch war sein Doppelgänger edel genug, ihn nicht zu verrathen.

Durch Verwendung der Gräfin von Flahault wurde der Herzog Herrn Morris, dem Gesandten der nordamerikanischen Freistaaten, in Frankreich empfohlen. Dieser großmüthige Mann rieth ihm, sich nach Amerika zu begeben, und schickte ihm zugleich 100 Louisd'or zur Bestreitung der Reisekosten bis Hamburg. Da sein Aufenthalt nicht verborgen geblieben war, und seinem Gast-

freunde Vorwürfe zugezogen hatte, so beschleunigte dies die Entfernung des Flüchtlings, die im März 1795 erfolgte, doch hinderte ihn in Hamburg die Beschränktheit seiner Mittel an der Ueberfahrt nach Amerika, weshalb er den hohen Norden zu durchwandern unternahm. In Kopenhagen fand er, ohne erkannt zu werden, bei einem Banquieur freundliche Aufnahme, gerieth aber auch hier in eine nicht geringe Verlegenheit. Ein Neffe seines Gastfreundes, ein fröhlicher junger Mann, der sich vor einigen Jahren in Paris aufgehalten hatte, ahmte eines Abends, als sich die Gesellschaft entfernte und die Wagen vorfuhren, die Sitte nach, wie er sie einst am Palaste der Tuilerieen stehend wahrgenommen hatte, und rief: „Der Wagen des Herzogs von Orleans." Diese ganz unabsichtlich gesprochenen Worte trafen den Herzog, der sich verrathen glaubte, wie ein Blitz, doch suchte er sich zu fassen, und die Sache ging ganz unschädlich vorüber. Von hier ging die Reise über Gothenburg nach Christiania; Empfehlungsschreiben seines kopenhagener Freundes verschafften ihm gastlichen Empfang, doch Ludwig Philipp, der den norwegischen Bergbau kennen lernen wollte, setzte seine Reise längs der Seeküste fort, besah in ehrfurchtsvoller Entfernung den berühmten Wasserwirbel, Maelstrom genannt, drang hierauf zu Fuß in das Innere des Landes, wo er oft in den schmutzigen Hütten der armen Lappländer übernachtet, und ermüdete nicht, bis er, allen Gefahren und Beschwerden dieser unwirthlichen Gegenden trotzend, am 24. August 1795 in Hammerfest, dem äußersten Punkte des Nordcaps, nur 18 Grad vom Pol entfernt, wohin sich früher noch kein Franzose verirrt hatte, anlangte. Die Schilderung, die Ludwig Philipp von den Eigenthümlichkeiten des Landes, den Sitten und Gebräuchen des Volks und seinen mancherlei seltsamen Erlebnissen entwirft, ist eben so unterhaltend als belehrend. Nach langer, mühsamer Rückreise traf er im Novbr. in Stockholm ein. Obgleich sein Incognito dem französischen Gesandten verrathen wurde, ließ sich die königliche Familie nicht abhalten, ihn achtungsvoll zu empfangen, auch verschaffte sie ihm auf sein Verlangen die Mittel, das Land gründlich kennen zu lernen. Der Herzog be-

reiste Dalekarlien, besah die merkwürdigen Kupferwerke in Fahluhn, kam nach Karlskrona, wo geheime, dem Commandanten räthselhafte Befehle ihm den Zutritt in das sehenswerthe Arsenal verschafften, und kehrte über Kopenhagen nach Deutschland, zunächst nach Lübeck zurück, von wo er später seinen Aufenthalt nach Friedrichsstadt in Holstein verlegte.

Während dieser Zeit hatte seine Mutter wegen der Freilassung ihrer jüngeren Söhne unterhandelt. Die französische Regierung erklärte sich hierzu und zur Vorsorge für ihren anständigen Unterhalt bereit, falls sie nicht blos selbst nach Amerika gehen wollten, sondern hierzu auch ihren ältesten Bruder bestimmen könnten. Ludwig Philipp nahm diesen Vorschlag bereitwillig an, erhielt das nöthige Reisegeld, schiffte sich am 24. September 1796 in Hamburg auf einem amerikanischen Schiffe ein, und landete am 21. Oktober wohlbehalten in Philadelphia. Weniger glücklich, als er, trafen seine Brüder, der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais nach einer stürmischen Ueberfahrt erst am 8. Februar 1797 auf amerikanischem Boden ein, doch ließ die Freude des Wiedersehens nach so schweren, schicksalsvollen Zeiten alles erduldete Ungemach leicht vergessen. Der, der Jugend eigenthümliche Leichtsinn sog aus der glücklichen Ueberwindung so großer Schwierigkeiten neue Hoffnung, und Pläne wurden entworfen, deren Erfüllung die jüngeren Brüder nicht erlebten, und die sich überhaupt erst in einer fernen Zukunft zur Wirklichkeit gestalten sollten.

Die Empfehlungsschreiben und Creditbriefe des Herrn Morris bereiteten den Jünglingen überall einen wohlwollenden Empfang, und versetzten sie in eine Art von Ueberfluß, der nach langen, schmerzlichen Entbehrungen um so angenehmer empfunden wurde.

Den berühmtesten Männern des Landes wurden sie bekannt, und der ehrwürdige greise Washington ladete sie zu einem Besuch auf seinem Landsitze Mount-Vernon ein. Ludwig Philipps lebhafter, unstäter Sinn langweilte sich in der ernsten Brüderstadt; er schlug daher eine belehrende Rundreise durch die vereinigten Staaten vor, welche, nicht weniger merkwürdig als seine nor-

dischen Fahrten, die mannichfachsten Ereignisse, die seltsamsten Abenteuer mit sich brachte.

Von seinem Aufenthalte unter den Irokesen erzählt uns der Herzog von Orleans manche ergötzliche Anekdote. Von einer Erhitzung des Blutes wollte sich Ludwig Philipp durch einen Aderlaß befreien, den er an sich selbst vornahm. Die Wilden, denen dieses Heilmittel noch unbekannt war, fragten nach seiner Bedeutung, und brachten ihm, als sie hierüber verständigt worden waren, einen kranken Mann, an dem er seine Kunst versuchen sollte. Da es mit günstigem Erfolge geschah, trugen sie den bewunderten Arzt im Triumph auf ihren Armen umher, und erwiesen ihm die dort hochgeschätzte Ehre, zwischen der Großmutter und der Großtante dieser Familie, auf einer Matte liegend, die Nacht zuzubringen, eine Belohnung, die der Gefeierte gern abgewiesen hätte.

Den Aufenthalt Ludwig Philipps in Mount-Vernon benutzte der Held, der Befreier, der Gesetzgeber seiner Nation, um die reichen Schätze der Erfahrung eines langen, wohlverbrachten Lebens in die Seele des Jünglings zu verpflanzen, von dem Washington voraussah, daß er noch zu großen Dingen berufen sein könne. Aber die Unterredungen der beiden Männer führten zu keinem Verständniß; die ehrgeizige Seele des jungen Herzogs war unfähig, die Lehren einer Weisheit in sich aufzunehmen, welche mit eigener Entsagung nur das Glück, die Größe, die Wohlfahrt des Vaterlandes im Auge hatte. Unbefriedigt schieden beide Theile von einander, und Ludwig Philipp verfolgte ungewarnt die Bahn, welche ihn später auf eine schwindelnde Höhe führte, auf der er sich durch täuschende Mittel so lange behauptete, bis das Blendwerk auch dem befangensten Blicke klar geworden war, und die schillernde Seifenblase plötzlich und spurlos zerplatzte.

Im Juni 1797 nach Philadelphia zurückgekehrt, brach daselbst bald darauf das gelbe Fieber aus, das alle wohlhabenden Einwohner aus der Stadt in höher gelegene Landestheile vertrieb. Nur unsere Reisenden mußten dort wegen Geldmangel zurückbleiben, und setzten sich lieber der Gefahr als der Nothwendigkeit aus, Schul-

den zu machen. Im September erhielten sie endlich eine Unterstützung von ihrer Mutter, die sie zum Antritt einer neuen Reise benutzten. In Neu-York wurden sie durch Nachrichten aus Europa überrascht. Es hatte sich in Frankreich eine orleans'sche Partei gebildet, und Anträge ergingen an Ludwig Philipp, ihm zur Besteigung des Throns behilflich zu sein, doch schien ihm der Zustand des Landes zur Durchführung solcher Pläne noch nicht geeignet. Nichts desto weniger wünschte er dem Schauplatz der Begebenheiten näher zu treten, und sich vorerst nach Spanien zu begeben, wozu ihm der Aufenthalt seiner Mutter in diesem Lande den Vorwand lieh. In dieser Absicht reisten die Brüder nach dem damals noch spanischen Louisiana, wo sie ein amerikanisches Schiff bestiegen, das nach Havannah, der Hauptstadt der spanisch-westindischen Insel Cuba, segelte, jedoch im mexikanischen Meerbusen von einem englischen Kreuzer genommen wurde, welcher zum Schein die dreifarbige Fahne aufgesteckt hatte. Der Irrthum klärte sich bald auf, und der englische Kapitän Cochrane erbot sich freundlich, den verursachten Schrecken dadurch zu vergüten, daß er die orleans'schen Prinzen selbst nach dem Orte ihrer Bestimmung überführte. Am 31. März 1798 landeten sie in Havannah, und wurden so wohl aufgenommen, daß sie schon halb entschlossen waren, sich dort gänzlich niederzulassen. Als jedoch der spanische Hof ihre Anwesenheit erfuhr, ertheilte er, sowohl aus Abneigung gegen die Familie Orleans, als aus Besorgniß, in Mißverhältnisse zu der französischen Republik zu kommen, den gemessenen Befehl, die Prinzen sogleich aus der Insel zu entfernen, sie in keiner spanischen Besitzung aufzunehmen, am wenigsten aber ihre Reise nach Spanien selbst zu dulden; sogar ein Mordversuch gegen das Leben Ludwig Philipps soll vorgefallen sein.

Ein spanisches Parlamentärschiff brachte sie im Juni 1799 nach den England gehörigen Bahamainseln, von wo sie nach Halifax in Neuschottland segelten, und in dem dort anwesenden Herzog von Kent — dem Vater der jetzigen Königin von England — einen wohlwollenden Beschützer fanden. Nach eingeholter Erlaubniß der

britischen Regierung traten sie im Jahre 1800 die Reise nach England an.

Während ihres dortigen Aufenthalts fanden Annäherungen an die daselbst lebenden Glieder des älteren bourbonischen Zweiges statt, und es wird versichert, daß die Grafen von Provençe und Artois — nachmals Ludwig XVIII. und Karl X. — großmüthig genug waren, das karge Almosen mit ihnen zu theilen, welches sie von den europäischen Regierungen bezogen. Fest und herzlich wurde die Verbindung jedoch keineswegs. Die orleans'schen Prinzen schlugen ihren Wohnsitz in der kleinen Stadt Twickenham, am linken Ufer der Themse, unweit London gelegen, auf, wo sie ihre Muse mit wissenschaftlichen Beschäftigungen ausfüllten, öfters Reisen unternahmen, um die gewerblichen Anstalten Englands und Schottlands kennen zu lernen und den Besuch von Freunden ihres Hauses empfingen.

Die Gesundheit des Herzogs von Montpensier war jedoch durch seine Gefangenschaft untergraben; er verfiel in eine Brustkrankheit, und starb 1807, kaum 32 Jahre alt, zu Salthill bei Windsor. Auch der Graf von Beaujolais trug den Keim derselben Krankheit in sich, weshalb ihm die Aerzte den Aufenthalt in einem milderen Klima anriethen. Die Brüder begaben sich dem zu Folge nach Malta, aber die Hitze auf dieser Insel sagte dem Leidenden noch weniger zu, und am 30. Mai 1808 endete auch er daselbst sein Leben. Nach dem Tode des Bruders folgte der Herzog von Orleans einer Einladung König Ferdinands IV. von Sizilien, ging nach Palermo, lernte dort die Tochter des Königs, die liebenswürdige Prinzessin Marie Amalie, kennen, deren Zuneigung er gewann, und erhielt das Versprechen ihrer Hand. Inzwischen war der Einmarsch der Franzosen in Spanien, die erzwungene Thronentsagung der königlichen Familie und der Aufstand des Volks erfolgt. Der sizilianische Hof wollte aus dieser Verwirrung Vortheil ziehen, schickte den Prinzen Leopold nach Spanien, um die Regentschaft anzusprechen, und der Herzog von Orleans, der hier zum ersten Mal von dem Grundsatze abwich, nicht gegen sein Vaterland zu dienen, begleitete ihn dahin.

Der ältere Zweig der Bourbons war jedoch mit der englischen Regierung darüber einverstanden, eine solche Einmischung nicht zu dulden. Sollte, was schon damals erwartet wurde, Spanien das Grab der napoleonischen Macht werden, so fürchtete man, daß Sizilien nach der Krone Spaniens, der Herzog von Orleans nach der Frankreichs greifen würde. Als daher die Prinzen in Gibraltar landeten, wurden sie, in Folge der von London ergangenen Befehle, von dem englischen Gouverneur zurückgehalten, Leopold nach Sizilien zurückgeschickt, Ludwig Philipp aber wider seinen Willen nach England befördert.

Zum Trost für die Vereitelung ehrgeiziger Pläne führte ihn hier das Schicksal nach funfzehnjähriger Trennung mit seiner Schwester Adelaide zusammen, welche, um den Bruder aufzusuchen, dahin gekommen war. Die beiden letzten Sprossen des orleans'schen Hauses verknüpften sich durch das Band der innigsten Geschwisterliebe, gelobten sich eidlich, nicht mehr von einander zu lassen, und sind dieser Zusage treu geblieben, bis der Tod ihre Verbindung löste. In Begleitung der Schwester reiste Ludwig Philipp nach Malta, von dort nach Palermo, fand aber die Stimmung am Hofe durch den Einfluß vornehmer französischer Ausgewanderten sehr zu seinem Nachtheile verändert. Man wollte das Eheversprechen zurückziehen, und es gehörte alle Gewandtheit des Herzogs von Orleans, die zärtlichste Verwendung seiner Braut, die Vermittelung seiner Mutter und Schwester dazu, um ihm das Königspaar wieder geneigt zu machen, so daß die Ehe am 25. November 1809 ganz im Stillen endlich vollzogen wurde. Glück und Liebe konnten jedoch das Verlangen des Prinzen nach Ruhm und Glanz nicht verdrängen; fortwährend unterhandelte er, um einen Befehl im spanischen Heere zu erlangen, und nach vielen fruchtlosen Schritten gelang es ihm auch wirklich, die spanische Regierung günstig für sich zu stimmen.

In Katalonien war man dem Prinzen geneigt; man glaubte, daß sein Erscheinen eine Bewegung in den an Spanien grenzenden Provinzen Frankreichs hervorrufen würde, und solche Erwägungen veranlaßten die

spanische Regentschaft, den Herzog von Orleans durch ein offizielles Schreiben einzuladen, an dem Kriege in Katalonien Theil zu nehmen. Der Prinz ergriff dieses Anerbieten mit Feuer, schiffte sich am 22. Mai 1810 zu Palermo ein, landete in Tarragona, fand aber die Lage der Dinge durch den Verlust der Schlacht bei Lerida und die Uebergabe dieses Platzes sehr nachtheilig verändert. Ein von ihm erlassener Aufruf, der die französischen Soldaten zum Abfall bewegen sollte, hatte nicht den geringsten Erfolg; dennoch drang man in den Prinzen, den Oberbefehl über alle spanischen Streitkräfte in Katalonien zu übernehmen; einen so entscheidenden Schritt aber mochte er nun ohne ausdrückliche Genehmigung der Regentschaft nicht wagen, und eilte daher nach Kadix, um sich mit dieser und den Cortes hierüber zu verständigen. Der Einfluß der englischen Politik war ihm wieder entgegen; die Drohung Englands, jede Unterstützung zurückzuziehen, falls man sich mit dem Prinzen einließe, lähmte den guten Willen der Spanier, und Ludwig Philipp kehrte, nachdem er das Vergebliche weiterer Bestrebungen eingesehen hatte, nach Palermo zurück.

Aber auch für dieses zweite Fehlschlagen sollte es ihm an einem Ersatz nicht fehlen: seine Gemahlin trug dem Heimkehrenden die erste Frucht ihrer Liebe, den am 2. September 1810 geborenen Sohn entgegen, welcher die Namen Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich Herzog von Chartres erhielt.

Das ruhelose Geschick, das Ludwig Philipp fortwährend begleitete, duldete es nicht, daß er häusliches Glück und die Annehmlichkeiten seiner Zurückgezogenheit lange ungestört genieße. Taub gegen die verständigen Rathschläge seines Schwiegersohns erbitterte König Ferdinand und mehr noch seine Gemahlin, die übelberüchtigte Marie Karoline, durch unkluge, despotische Maßregeln das Volk, welches in einen Aufstand ausbrach, der sich bald über die ganze Insel verbreitete. Der König ward genöthigt, die Regierung dem Erbprinzen zu übergeben, die Königin von der Insel zu entweichen und eine Zuflucht in Oestreich zu suchen, wo sie am 7. Septbr. 1804 auf dem Schlosse Hetzendorf bei Wien starb.

Ludwig Philipp hatte sich durch diese Wirren schlau hindurchzuwinden gewußt; aber die Erfahrungen, die er damals zu machen Gelegenheit hatte, gingen leider für ihn verloren; er mußte den Kreis derselben 37 Jahre später noch einmal selbst durchlaufen.

Die Jahre, welche jenem Sturme folgten, sind vielleicht die glücklichsten in dem Leben Ludwig Philipps gewesen. Ein sehr angenehmes Familienverhältniß, welches noch durch den vertrauten Umgang mit dem russischen Fürsten Koslowski, einem der gelehrtesten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, und durch des Prinzen nie wankende Neigung zu den Wissenschaften versüßt wurde, ließ ihn die Kriegsstürme vergessen, die damals Europa durchtobten, und mit seinem sehr mäßigen Jahrgelde verstand er so haushälterisch umzugehen, daß er, weit entfernt in Schulden zu gerathen, noch Ersparnisse zurücklegte. Diese Liebe zu Geld und Besitz mochte damals bei der Unsicherheit seiner Lage und den geringen Aussichten, welche sich für seine Familie darboten, wohl an ihrem Platze sein, aber sie artete zu einem Laster aus, als alle Schätze, welche das Schicksal später mit verschwenderischer Hand in seinen Schooß schüttete, nur neue Reizmittel einer unersättlichen Habgier wurden.

Aus seinem friedlichen Stillleben in Sizilien schreckte ihn der Sturz des französischen Kaiserthrons auf, doch war damals die Verbindung jener Insel mit dem übrigen Europa so gestört, daß er erst am 22. April die Abdankung Napoleons und die Thronbesteigung Ludwig XVIII. erfuhr.

Durch den englischen Admiral Sir William Bentink, den damaligen Statthalter Siziliens, der dieser Insel 1812 eine freisinnige Verfassung gegeben hatte, hierzu aufgefordert, mehr aber noch dem eigenen Verlangen folgend, eilte der Prinz, nur von einem einzigen Diener begleitet, nach Paris, nahm dort seine bescheidene Wohnung in einem sogenannten Hotel garni, und richtete seine ersten Schritte nach dem Orte, wo seine Wiege stand, nach der glänzenden Wohnung seiner Ahnen, die seitdem der Schauplatz der mannichfachsten Auftritte gewesen war. Von einer tiefen Bewegung ergriffen, sank er an den Pforten des Palais royal weinend

auf seine Kniee, wurde jedoch von dem Thürhüter, dem die seltsame Erscheinung auffiel, weggewiesen.

Ludwig XVIII., dem sich der Herzog von Orleans zu Füßen warf, hob ihn liebreich auf, hörte wohlwollend die Versicherungen ewiger Treue und Ergebenheit an, gab ihm alle Güter des orleans'schen Hauses zurück, ernannte ihn später zum Generalobersten der Husaren, und verlieh ihm das Ludwigskreuz. War somit auch die Versöhnung mit den königlichen Anverwandten wieder hergestellt, grollte doch die Partei des ausgewandert gewesenen alten Adels, behandelte den Herzog mit Mißtrauen und Kälte, und belagerte das Ohr des Königs mit Einflüsterungen, zu denen es sehr bald nicht an Grund fehlen sollte.

Dieses Abstoßen von Seiten der Aristokratie verlieh dem Herzog von Orleans in den Augen der liberalen Partei ein gewisses Märtyrerthum, das er trefflich zu benutzen verstand, um frühe zu der gewünschten Volksthümlichkeit zu gelangen. Ludwig Philipp eilte nur noch ein Mal nach Palermo zurück, zu dem Zweck, seine hochschwangere Gemahlin abzuholen, die er Anfangs Septembers in das Palais royal einführte, welches durch die Geburt des Prinzen Ludwig Karl Philipp Rafael, Herzog von Nemours (25. Oktbr. 1814) wieder die erste Weihe fürstlichen Familienlebens erhielt.

Die falschen Schritte des übel berathenen Königs, das verletzte Ehrgefühl der Nation, die Unzufriedenheit des Heeres und der Ehrgeiz des entthronten Kaisers wirkten gleichmäßig dahin, um das Wiedererscheinen Napoleons aus seiner Verbannung in Elba möglich zu machen. Als die Nachricht von der Landung desselben im Hafen von Antibes (1. März 1815) nach Paris gelangte, erhielt der Herzog von Orleans vom König den Befehl, den Grafen von Artois, nachmaligen Karl X., nach Lyon zu begleiten, und zu den Maßregeln mitzuwirken, welche den wankenden Thron stützen sollten. Des Kaisers rasches Vordringen verhinderte jeden Versuch, und nöthigte zur schleunigen Umkehr nach Paris. Jetzt wurde der Herzog von Orleans zur Nordarmee geschickt, beförderte jedoch vorher, gegen den ausdrücklichen Willen des Königs, Frau und Kinder nach

England. Ludwig XVIII. sah sich bald darauf genöthigt, die Hauptstadt zu verlassen und über die belgische Grenze zu flüchten, wo er zu Gent seinen Wohnsitz nahm; Ludwig Philipp aber, dem es nicht gelang, den Abfall des Heeres aufzuhalten, und der hierbei wenig Geschick und Thatkraft entwickelte, legte den Befehl in die Hände des Marschalls Mortier nieder, worauf er seiner Familie nach England folgte, mit welcher er das uns bereits bekannte Städtchen Twickenham bezog.

Rascher, als man vermuthet hatte, ging der Sturm vorüber; am 21. Juni legte Napoleon die kaum wieder ergriffene Krone zu Blois nieder, und der Herzog von Orleans glaubte den Augenblick gekommen zu sehen, um einen Versuch zur Thronbesteigung wagen zu können. Geheime Unterhändler fanden sich in Paris ein; Fouché, Herzog von Otranto, dieses unübertroffene Polizeigenie, ging auf den Plan ein, wofür sich, von diesem gewonnen, auch Talleyrand aussprach. Gewandte Vorstellungen bewirkten, daß dieselbe Ansicht bei dem Kaiser Alexander Wurzel faßte, dem man begreiflich zu machen suchte, daß die älteren Bourbons, die sich kein Jahr auf dem Throne zu erhalten vermocht hatten, nie eine Bürgschaft für die Dauer des Friedens gewähren würden. In diesem Sinne äußerte der Czar eines Tages im versammelten Congresse: „Läge es nicht im Interesse Europa's, wenn die Krone Frankreichs dem Herzoge von Orleans auf das Haupt gesetzt würde?“ Der englische Botschafter, Lord Clancarty, widersprach entschieden; er wies auf das Gefährliche hin, dem Ehrgeize von Seitenverwandten solche Aufmunterungen zu geben, und da auch Oestreich diesem Vorschlage völlig unzugänglich blieb, so mußte derselbe beseitigt werden.

Mit gewohnter schmiegsamer Kunst zog Talleyrand jetzt seine Hände aus dem Spiele, gab Ludwig XVIII. von dieser diplomatischen Verschwörung, die er doch selbst geleitet, Nachricht, auch Fouché wußte seine Theilnahme zu beschönigen, und es blieben nur untergeordnete Werkzeuge übrig, welche der Herzog von Orleans, der schon im Juli nach Paris zurückkam, jetzt eben so entschieden verläugnete.

Der König glaubte ihm, oder stellte sich doch we-

nigstens so, gab ihm seine Apanage (Jahrgelder), die während der hundert Tage mit Beschlag belegt worden war, zurück, und ertheilte ihm die Berechtigung, als Prinz von Geblüt Sitz in der Kammer der Pairs zu nehmen, nachdem er den Eid der Treue geleistet hatte; doch behielt sich der König vor, diese Berechtigung für jede jährliche Sitzung besonders auszusprechen: eine Vorsicht, die sehr bald gerechtfertigt wurde, da der Herzog durch seine Opposition gegen die Regierung sein Buhlen um die Volksgunst unverholen zu erkennen gab. Er ging nach geschlossener Sitzung wieder nach England, von wo aus er, da die öffentliche Stimme ihn noch immer einer geheimen Verschwörung gegen den Thron anklagte, in einer Ansprache an das französische Volk, welche 1816 zu Paris gedruckt erschien, seine Rechtfertigung versuchte.

Aus England, wo ihm eine Tochter geboren worden war, führte er im Februar 1817 seine Familie nach Paris zurück, und obgleich seine abermalige Entfernung vom Hofe gern gesehen worden wäre, ließ er sich doch nie wieder zu einer solchen bewegen. Von Geschäften des Staats entfernt, war er in seinen Angelegenheiten um so thätiger; sparsam und habgierig zugleich verstand er es, im Laufe der Jahre sein Vermögen unermeßlich zu vermehren, und diese Sucht hielt gleichen Schritt mit dem Zuwachs seiner Familie, der jährlich statt fand. In der Wahl seiner Mittel schien Ludwig Philipp nicht verlegen: Prozesse um Güter, die früher zur Apanage des orleans'schen Hauses gehört hatten, richteten viele Familien zu Grunde, und die Mittel, um die Erbschaft des Herzogs von Condé zu erschleichen, gaben zu manchen nachtheiligen Gerüchten Veranlassung, von denen nur das begründet ist, daß die Marquise von Fauchères, welche manche Stimmen als die Mörderin des Herzogs, der am 27. August 1830 unter sehr verdächtigen Umständen an dem Fenster seines Schlafzimmers erhängt gefunden wurde, bezeichneten, von Ludwig Philipp einen Gnadengehalt bezog.

Während der Herzog von Orleans öffentlich die größte Anhänglichkeit für das königliche Haus erheuchelte, an der Tafel des Monarchen völlig kriechend erschien, und oft,

wie von einer inneren Regung getrieben, aufstand, um mit der Hand am Herzen ein: Vive le roi! (Es lebe der König!) auszurufen, versäumte er doch keine Gelegenheit, jeden falschen Schritt der königlichen Macht geschickt zu seinem Vortheile zu kehren, und die Volksthümlichkeit, die jene nie besessen, und jeden Rest derselben immermehr einbüßte, auf sich zu lenken. Zu diesem Zwecke unterstützte er Schriftsteller und Künstler, versammelte die berühmtesten Vertheidiger der öffentlichen Freiheiten um sich, übernahm das Schutzrecht über mehrere gelehrte Gesellschaften, zahlte ansehnliche Beiträge zu Denkmälern ausgezeichneter Männer, schickte seine Söhne in die öffentliche Schule Heinrichs IV., um die Abweichung in der Erziehung derselben von den Grundsätzen, welche bei dem Herzoge von Bordeaux zur Anwendung kamen, recht anschaulich zu machen, und wußte immer durch klug berechnete, im rechten Augenblicke hingeworfene Aeußerungen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gerichtet zu halten.

Viel von dem, was er hier that, wäre unstreitig sehr löblich gewesen, wenn es um der Sache selbst und ohne Hintergedanken geschehen wäre. Ein Sprichwort sagt: „Wenn zwei dasselbe thun, ist es doch nicht das Gleiche.“ Die Absichtlichkeit, mit der Ludwig Philipp handelte, verdächtigte auch seine reinmenschlichen Antriebe, und selbst der Wohlthätigkeit, die ihm und seiner Familie eigen war, unterstellte man Nebenzwecke.

So die Umstände vorsichtig abwartend, die Fehler der Regierung, wie ihre Unfälle, welche beide den Boden der herrschenden Macht untergruben, schlau benutzend, hoffte er sich den Weg zum Throne zu bahnen, dessen Stufen ihn die Ermordung des Herzogs von Berry schon ein Mal sehr nahe gebracht hatte, wiewohl diese Aussicht durch die darauf folgende Geburt des Herzogs von Bordeaux wieder verloren gegangen war. Die Gerüchte, welche die Echtheit dieses Thronerben bezweifelten, rührten von Ludwig Philipp her, was sich zehn Jahre später ergab, als der Courier-Francais vom 2. August 1830 eine Urkunde vom 30. September 1820 brachte, worin Ludwig Philipp den Beweis zu führen versucht, daß der Herzog von Bordeaux ein untergeschobenes Kind sei.

Was die Stellung des Herzogs von Orleans zu der königlichen Familie betraf, so ließ sich zwar der unheilbare Riß zu keiner Zeit ganz ausfüllen; Argwohn und Mißtrauen begleiteten alle Schritte dieser Nebenlinie, und dunkele Ahnungen vertraten vielleicht hierbei die Stelle zuversichtlichen Bewußtseins; dennoch muß man gestehen, daß, wenn die älteren Bourbons nirgend großmüthig handelten, so doch gegen Ludwig Philipp. Napoleon warf ihnen vor: „sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen." Wie Vieles und Schweres aber mußten sie in Absicht der Familie Orleans vergessen, und sie vergaßen es wirklich, um dieses Haus mit Wohlthaten zu überschütten. Ludwig XVIII. verlieh dem Herzog von Orleans das Großkreuz der Ehrenlegion, so wie das des militärischen Ludwigsordens, versagte ihm jedoch den Titel „königliche Hoheit" selbst damals, als durch die Heirath des Herzogs von Berry mit einer sizilianischen Prinzessin ein neues Band naher Verwandtschaft mit der orleans'schen Familie geschlossen worden war; aber Karl X. erfüllte auch diesen heißen, oft ausgesprochenen Wunsch, ließ überdies die orleans'sche Apanage, die zeither nur durch königliche Verordnung festgestellt war, zum großen Mißfallen der königlichen Partei durch ein förmliches Gesetz anerkennen; ernannte den Herzog von Chartres (nachmaligen Herzog von Orleans) zum Obersten eines Husarenregiments, verlieh diesem das blaue Band des Heiligengeistordens, begünstigte die Anordnungen, wodurch das unermeßliche Vermögen des Herzogs von Condé auf den Pathen desselben, den jungen Herzog von Aumale, übertragen wurde, und gab dem orleans'schen Hause noch manche andere Beweise seiner Güte, von denen der keiner der kleinsten war, daß der König befahl, die unter dem Titel „Memoiren der Maria Stella" erschienene Schmähschrift wider den Herzog von Orleans zu unterdrücken. Sie war gegen die rechtmäßige Abstammung Ludwig Philipps gerichtet, und berief sich auf die eigenen Aeußerungen seines Vaters, der von sich selbst gerühmt hatte, daß er der Sohn seines Kutschers sei.

Offenbar verfuhren die Bourbons hierbei nicht aus reinem Wohlwollen; ihre Absicht war, sich die Neben-

linie ihres Hauses zu verpflichten, und durch Dankbarkeit so fest an sich zu ketten, daß ihrem Throne von daher keine Gefahr erwachsen sollte; aber sie waren gutmüthig, oder kurzsichtig genug, aller Warnungen der ergebensten Anhänger des Thrones ungeachtet, so fest an die Treue des Herzogs von Orleans zu glauben, daß selbst in den Augenblicken der Gefahr und bei den auffallendsten Schritten Ludwig Philipps der König noch immer diesen Glauben festhielt. Viele von den Verdächtigungen, die man Karl X. unaufhörlich zuflüsterte, waren freilich übertrieben; der Herzog von Orleans hatte um so weniger nöthig, sich in Verschwörungen gegen die Krone einzulassen, je mehr diese sich selbst schadete. Die ganze Geschichte des Zeitraums von 1815 bis 1830 ist ein trauriges Gemälde von Verkehrtheit und Rathlosigkeit, aber es gehörte der Fürst von Polignac, und das unbedingte Vertrauen, welches der König in diesen setzte, dazu, um eine so rasche Entwickelung herbeizuführen. Der Glanz, womit die Eroberung Algiers die französischen Waffen bestrahlte, sollte die Blicke der Nation blenden, und der König hielt sich nach diesem Siege stark genug, auch die Freiheit des eigenen Volkes anzugreifen.

Am 26. Juli 1830 erschienen vier königliche Verordnungen, welche die Preßfreiheit aufhoben, ein neues Wahlgesetz und die Zusammenberufung der Wähler nach den Bestimmungen desselben vorschrieben.

Paris antwortete hierauf durch die Sturmglocke, und der Aufruhr zerschmetterte in 3 Tagen den Thron Karls X., der, als sein Urtheil schon gesprochen war, noch immer nicht an die Wirkungen seines Gewaltstreichs glaubte. Geradeso wie später Ludwig Philipp hoffte er mit der Zurücknahme seiner Verordnungen, mit der Ernennung des Herzogs von Mortemart zum Ministerpräsidenten und dem Auftrage an diesen ein neues Ministerium zu bilden, die Sache abgethan, aber er täuschte sich in gleicher Weise.

In Paris hatte sich bereits eine provisorische Regierung aus dem Herzog von Choiseul, den Generalen Lafayette und Gerard gebildet; die in der Hauptstadt anwesenden Pairs und Abgeordneten traten zusammen, und

im Einvernehmen mit dem städtischen Ausschuß von Paris wurden die zu ergreifenden Maßregeln berathen. Die eigentliche Leitung der Sache aber lag wesentlich in den Händen des Bankier Laffitte, welcher der Bewegung in den letzten Tagen Richtung und Ziel gegeben, und dessen Einfluß im Augenblick allmächtig war. Er war es auch, der die Ernennung Ludwig Philipps zum Statthalter des Reiches und seine Erwählung zum König durchsetzte. Wenige Stimmen der damals hervorragenden Führer widersprachen, nur der Baron Glandeves, Gouverneur der Tuilerien, mahnte dringend ab: „Der Herzog von Orleans," sagte er zu Laffitte, „hat in seiner Vergangenheit nichts, was ihm die Sympathie der Nation sicherte; von Jugend auf hat er mit allen Parteien gebuhlt; er ist ein Ehrgeiziger, der nur an sich denkt. Wenn Sie ihn wählen, wird Frankreich unglücklicher als Rom unter seinen Kaisern sein. Denken Sie daran, Sie werden es bereuen, wenn es zu spät ist." Auch im Volke erhoben sich drohende Stimmen, allein das Bürgerthum, welches Krieg nach außen und innen befürchtete, und der Bewegung rasche Dämme entgegensetzen wollte, drang mit seinem Vorschlage durch. Die Herren Thiers und Scheffer wurden nach Neuilly geschickt, um die gefaßten Beschlüsse dem Herzog zu hinterbringen. Sie trafen ihn dort nicht, er war nach Raincy geflüchtet, wohin ihn Furcht und Unentschlossenheit getrieben. Die Herzogin lehnte voll Aufrichtigkeit den Vorschlag ab. „Mein Herr," sprach sie zu Herrn Scheffer, „wir können es Ihnen nie verzeihen, daß Sie eine solche Sendung übernommen haben; Herr Thiers kennt uns zu wenig, aber Sie, ein Hausfreund, sollten uns solchen Undank nicht zugetraut haben."

Prinzeß Adelaide war weniger scrupulös; sie rieth, nach ihrem Bruder zu schicken. Dieser fuhr auch von Raincy ab, doch konnte er nicht zu Muth und Entschlossenheit kommen, er drehte auf halbem Wege wieder um. Da erklärte seine kühnere Schwester, daß sie die dargebotene Krone für ihn annehme, und nachdem der entscheidende Schritt geschehen, wagte sich Ludwig Philipp aus seinem Versteck hervor.

Die Gefahr war vorüber; durch einen Aufruf,

worin man sagte: „Karl X. hat das Blut der Bürger vergossen; er kann nicht mehr nach Paris zurückkehren; die Republik würde uns mit Europa entzweien; der Herzog von Orleans ist der Revolution zugethan; er hat nie gegen Frankreich gefochten; er kämpfte bei Jemappes; er wird ein Bürgerkönig sein," hatte sich das Volk beschwichten lassen, und als Lafayette ihn bei seinem Erscheinen auf dem Stadthause mit den Worten umarmte: „Das ist die beste der Republiken," so hörte aller Widerspruch auf.*) Ludwig Philipp wurde zum Statthalter ernannt, am 8. August zum König ausgerufen, und sah sich somit ohne alle eigene Anstrengung, ohne eine großartige That am Ziel der ehrgeizigen Wünsche, wonach seine Familie von jeher getrachtet, und wofür sie so viele Verbrechen begangen hatte.

Die Juliherrschaft.

An dem Verfassungsgesetz waren unbedeutende Abänderungen vorgenommen worden, nur den Grundsatz der Volksherrlichkeit hatte man bestimmter hervorgehoben. Nicht die Mangelhaftigkeit des Gesetzes, sondern der Geist, in dem es aufgefaßt worden war, sollte die eigentliche Quelle aller Uebelstände sein, über welche sich die Nation beklagte, und die Versicherung des neuen Monarchen, daß die Charte von nun an eine Wahrheit werden solle, ließ eine freisinnige Richtung der Regierung erwarten. Was das Volk davon erfuhr, waren jedoch bloße Aeußerlichkeiten; es sah seinen König und dessen Familie zu Fuß auf den Straßen der Hauptstadt; es hörte täglich wohlklingende Redensarten, aber es erfolgte auch nicht eine That, welche andeutete, daß die sittlichen und materiellen Bedürfnisse des Landes, die Zustände der großen Massen begriffen worden wären und tief in das innere Leben der Gesellschaft eingehende Fragen das Nachdenken und die Thätigkeit der Regierung beschäftigten. Ludwig Philipp befürchtete, und wohl nicht ohne Grund, daß sein übereilt und lose aufgerichteter Thron die Erschütterung eines Krieges nicht zu ertragen im Stande sein würde. Das

*) Andere legen diese Worte Odilon Barrot in den Mund.

Heer war nicht zahlreich; es fehlte zu schnellen Rüstungen an allem, und von der Begeisterung des Volks, welches bei der Wahl des Königs gar nicht gefragt worden war, ließ sich wenig erwarten. Es würde sich wohl gegen einen auswärtigen Feind in Masse erhoben, aber wahrscheinlich diese Gelegenheit benützt haben, seine Rechte geltend zu machen. Daher war dem neuen Herrscher Alles daran gelegen, mit Europa in friedlichem Einvernehmen zu bleiben und die Anerkennung der fremden Mächte zu erlangen. In Deutschland, wo die Throne zu wanken anfingen, war dies leicht, auch England hatte kein Interesse, sich in die inneren Angelegenheiten seines Nachbarlandes zu mischen; aber von anderen Mächten mußte Ludwig Philipp herbe Demüthigungen erfahren, welche zugleich die Ehre des Landes verletzten. Spanien, sogar das kleine Modena verweigerten die Anerkennung geradezu, und das Schreiben, womit Kaiser Nikolaus die eigenhändige Mittheilung Ludwig Philipps, welche General Athalin überbrachte, beantwortete, sprach eine Geringschätzung aus, die beleidigend war. Noch empfindlichere Opfer mußten in der äußeren Politik gebracht werden, Opfer, welche nicht blos die Ehre, sondern auch die Wohlfahrt Frankreichs antasteten.

Belgien, welches sich im September von Holland losriß, wünschte anfänglich seine Wiedervereinigung mit Frankreich; sie wurde, um den Frieden nicht zu gefährden, versagt; Italien wurde den östreichschen Waffen preisgegeben; die spanischen Flüchtlinge warf man, um sich an der Regierung zu rächen, bewaffnet an die Grenzen der Pyrenäen, ließ sie jedoch im Stich und sah ihrer Hinschlachtung zu; Polen, welches sich im Vertrauen auf Frankreichs Beistand erhob, blieb ohne jede moralische oder materielle Unterstützung, und diese Politik der Schwäche war es, die zuerst die Herzen der Franzosen mit Bitterkeit erfüllte, welche den Zeitpunkt gekommen glaubten, die Schmach der Erniedrigung auszumerzen, womit das Land in dem Jahre 1814 und 1815 befleckt worden war *), und welche die Regierung der Bourbons bleibend erhalten hatte.

*) Wir dürfen uns bei solchen Betrachtungen nicht auf

Wir wollen nicht verkennen, daß die Juliherrschaft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, Schwierigkeiten, von denen sich jede Regierung umringt sieht, die aus einer Revolution hervorgegangen ist. Wie der Körper des einzelnen Menschen wächst auch der Körper des Staats naturgemäß nur in allmähliger Fortbildung; Revolutionen sind Fieberzustände, welche die Bestimmung haben, aufgehäufte schädliche Stoffe plötzlich und gewaltsam auszustoßen und eine zurückgehaltene Entwickelung rasch nachzuholen. Daß ein solcher Zustand ein krankhafter, ein gefährlicher sei, wird niemand verkennen; nur unter der Hand eines geschickten Arztes lassen sich die damit nothwendig verknüpften Nachtheile beseitigen; ein Pfuscher wird blos das Siechthum verlängern, und in Frankreich ward es verlängert. Die äußeren Erscheinungen des Leidens wurden zurückgedrängt, aber der Grund des Uebels nicht gehoben, daher es mit immer erneuerter Kraft hervorbrach.

Durch die Einführung des Maschinenwesens in alle Gewerbszweige, durch eine veränderte Richtung im Handel und dem ganzen öffentlichen Verkehr, durch wucherische Schwindeleien mit den Unmassen von Staats- und Industriepapieren, welche jährlich zunahmen, hatten sich die Besitzverhältnisse der Gesellschaft wesentlich geändert. Die Zahl der blos von dem täglichen Ertrage ihrer Arbeit lebenden Menschen, der sogenannten Proletarier, nahm in Besorgniß erregendem Verhältniß zu, und doch stieg zugleich mit vermehrter Bildung und politischem Bewußtsein das Verlangen nach einer Verbesserung ihrer Lage in diesen Massen, die sich von Ueppigkeit und Verschwendung umringt sahen, die der Genußsucht dienten, während sie selbst den empfindlichsten Entbehrungen ausgesetzt waren. Thöricht muß man die Forderung nennen, daß die Güter des Lebens unter alle Menschen gleich vertheilt werden sollen; sie werden in alle Ewigkeit nur der Preis bleiben, nach dem Verstand, Scharfsinn, Fleiß, Erfindungsgabe, Spekulation, Beharrlichkeit ringen, und welche Sparsamkeit erhält, aber

---

den Standpunkt des Deutschen, sondern des Franzosen stellen.

Sache eines wohlgeordneten Staats ist es, die Wege, welche zu Erwerb und Besitz führen, jedem zugänglich zu machen, nicht gewisse Klassen der Gesellschaft zu bevorzugen, durch kluge sparsame Verwendung der öffentlichen Mittel alle Interessen zu fördern und die Last des Volks zu erleichtern, vornämlich aber sich aller Maßregeln zu enthalten, welche die bestehenden Mißverhältnisse noch mehr erweitern.

Das gerade Gegentheil von allem dem geschah unter der Regierung Ludwig Philipps. Das Recht der Gesetzgebung lag in den Händen eines sehr kleinen Theils der Nation, und diese Gesetze gereichten vorzugsweise denen zum Vortheil, von denen sie ausgingen; die öffentlichen Einkünfte wurden auf unverantwortliche Weise verschleudert, und wenn es das Merkmal einer klugen Finanzverwaltung ist, mit Wenigem Viel zu leisten, so leistete umgekehrt die französische mit Vielem Weniges. Das Heer kostete ungeheure Summen, und doch gestanden nach dem Sturz des Julithrons die Generale, daß es sich nicht auf dem Fuße befände, einen Krieg erfolgreich zu führen; die Verwilligungen für das Seewesen nahmen zu, aber die Flotte kam auf keinen achtunggebietenden Fuß, worüber sich selbst der eigene Sohn des Königs, der Herzog von Joinville, in einer Flugschrift vernehmen ließ; die Verbesserungen der inneren Verbindungsmittel blieben mangelhaft, und im Bau von Eisenbahnen wurde Frankreich von England, Belgien und Deutschland überholt; kein großartiges Unternehmen nach innen oder außen entschädigte für den unendlichen Aufwand; der Krieg in Algier schien absichtlich verlängert zu werden, um Frankreich zu beschäftigen; mindestens besiegten die ungeordneten marokkanischen Schaaren Abd-er-Rhamans binnen wenigen Tagen den gefürchteten Emir, welcher den Waffen Frankreichs siebzehn Jahre lang widerstanden hatte; für die unteren Klassen der Gesellschaft geschah gar nichts, vielmehr wurden sie durch ungleiche Vertheilung und jährliche Vermehrung der Steuern bedrängt, die doch nie zureichten, die laufenden Bedürfnisse zu decken, so daß die öffentliche Schuld in einem Zeitraum, in welchem Frankreich keinen wichtigen Krieg zu führen hatte, um

2000 Millionen Franken erhöht wurde. Bei dieser steigenden Noth der Massen wuchs nur das Vermögen des Monarchen zu einer kolossalen Höhe empor, und in ähnlichem Verhältniß bereicherten sich diejenigen, welche dem Einflusse der Regierungen nahe standen. Die verwerflichsten Mittel wurden für diesen Zweck angewendet, und Ludwig Philipp, wie seine Umgebungen, scheuten sich nicht, die ihnen zugehenden telegraphischen Nachrichten zu Börsenspekulationen zu benützen. Darf es Wunder nehmen, wenn bei solcher Lage der Dinge Ruhe und Zufriedenheit in Frankreich nicht wiederkehrten, wenn der Boden des Landes ein vulkanischer blieb, der von Zeit zu Zeit neuen Ausbrüchen ausgesetzt war?

Entscheidende Schläge zu führen, vermied die Regierung, und was sie nach außen hin unternahm, schien mehr darauf berechnet, die Eitelkeit der Franzosen zu kitzeln und ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen, als der Würde der Nation zu entsprechen, oder ihren Interessen zu dienen. Wir zählen dahin die Entsendung einer Flotte nach Lissabon, um die Ansprüche einiger ungerecht behandelten französischen Bürger zu unterstützen, welcher Zweck mit weit geringeren Mitteln zu erreichen gewesen wäre; die Besetzung Ankona's, welche die östreichsche Macht in ihren Maßregeln gegen Italien nicht behinderte, so wie den Zug nach Belgien, der eine schnelle Ausgleichung der Zwistigkeiten nicht bewirkte, obgleich alle diese kriegerischen Kundgebungen ungeheure Summen kosteten. In seinen Erwartungen befriedigt fühlte sich kein Mensch, am wenigsten aber die arbeitenden Klassen. Nicht weniger entschiedene Gegner des Julithrons blieben die Anhänger Karls X., die sich den Parteinamen der Legitimisten gaben, und ihren Einfluß in der Kammer, die Verdächtigung in der Presse, den bewaffneten Aufstand, kurz jedes Mittel aufboten, um dem König zu schaden. Karl X. und der Herzog von Angouleme hatten auf den Thron nur zu Gunsten des jungen Heinrichs V. verzichtet und Ludwig Philipp zum Generallieutenant des Königreichs ernannt; ja der flüchtige König hatte wirklich gehofft, daß der Herzog von Orleans nur dem Drange der Umstände weiche, aber bei Wiederkehr ruhigerer Zustände dem rechtmäßigen Thron-

erben Platz machen werde, wofür er bestimmte Zusicherungen erhalten hatte. Obwohl innerlich vom Gegentheile überzeugt, unterhielt der alte Adel diesen Glauben im Volke, um es hierdurch zu einer Erhebung geneigt zu machen.

Unter solchen Umständen brachen unausgesetzt in allen Theilen des Landes Bewegungen aus, und in Paris ward der Aufstand fast stehend. Daß hierdurch die Gewerbthätigkeit gelähmt wurde, daß Arbeitlosigkeit, Mangel und Entbehrungen in den untern Ständen zunahmen, war unvermeidlich. In diese offenen Wunden des Volks nisteten sich die kommunistischen Schulen ein, welche ihren Mittelpunkt in Clubs und geheimen Gesellschaften fanden, von denen damals die der Volksfreunde die weit verbreitetste und einflußreichste war. Aus solchen Ursachen ging der Aufruhr hervor, welcher am 21. Novbr. 1831 zu Lyon ausbrach und diese gewerbfleißige Stadt zwei Wochen lang verwüstete. Die Noth der Arbeiter hatte dort den höchsten Grad erreicht, ohne daß die Behörden kräftige Schritte zur Abstellung vorhandener Mißbräuche thaten; von geheimen Sendlingen zur Gewaltthat aufgefordert, stürzten sich die Seidenweber mit dem Rufe: „Leben und arbeiten, oder kämpfen und sterben!“ in den Streit.

Erst als Marschall Soult mit beträchtlichen Streitkräften am 3. Dezbr. in die Stadt rückte, konnte die Macht der Behörden wieder hergestellt werden, zu deren Erhaltung 20,000 Mann als Besatzung zurückblieben.

Das Jahr 1832 war Zeuge vieler ähnlichen Ereignisse; am 4. Januar und noch weit ernster am 1. und 2. Februar brachen schnell erstickte Aufstände in Paris aus, denen andere in Perpignan, Toulouse, Alais, Nismes, Clermont, Carcassonne, Grenoble und Straßburg folgten. Zu diesen Uebeln gesellte sich eine neue Geissel, die Cholera, welche Noth und Gewaltthat vermehrte. Die Verlegenheit wuchs, als die Herzogin von Berry den französischen Boden betrat, sich in die Vendée warf und den Bürgerkrieg erregte. Hatte die abenteuernde Frau gehofft, auch in andern Theilen Frankreichs Sympathieen für ihre Sache zu finden, so

täuschte sie sich; von bedeutenden Heeren auf allen Seiten umringt, erlangte der Aufruhr nicht einmal Zeit, sich gehörig zu entfalten, auch war die Erhebung nur eine schwächliche Nachahmung dessen, was auf diesem Boden in den Jahren von 1793 und 1794 geschah. Der Widerstand im offenen Felde war bald erdrückt, und die Herzogin genöthigt, von einem Versteck in das andere zu flüchten. Durch den Verrath des Juden Deutz wurde sie in Nantes entdeckt und in das Schloß von Blaye eingesperrt; aber schmerzlicher, als diese Niederlage, war ihrer Partei die Entdeckung der Schwangerschaft dieser Frau, welche dadurch mit einem Male die Glorie einbüßte, mit welcher ihre Anhänger ihr Haupt umgeben hatten.

Das Verfahren Ludwig Philipps in dieser Angelegenheit, die Art, wie er die Schande seiner Nichte zu seinem Vortheil ausbeutete, zog ihm jedoch die Schmähung aller Parteien zu. „Es gibt einen Cultus der Familie," schrieb damals der National, „von dessen Gebräuchen sich kein edles Herz lossagt; ein Zartgefühl, welches mit vorsichtiger Hand die Schwächen vor den Augen der Welt verhüllt, die es im Kreise des Hauses zu strafen genöthigt ist, und kein Tagelöhner in Frankreich würde die Schande des eigenen Blutes in einem Manifeste enthüllen, womit Ludwig Philipp die Mauern des Schlosses von Blaye befleckt."

Die Niederlage der Legitimisten schreckte die Republikaner von gleichen Versuchen nicht ab; die Empörung, welche in den Tagen des 5. und 6. Juny zu Paris ausbrach, drohte mit äußerster Gefahr, aber mit welchem Heldenmuthe auch die jungen Männer kämpften, welche sich zum Umsturz der königlichen Macht verbunden hatten, so waren doch ihre Anstrengungen vergeblich; für Ludwig Philipp trat das Bürgerthum in die Schranken; es wollte Ruhe und festen Bestand der Dinge um jeden Preis, und blutig endete ein Unternehmen, welches in den besitzenden Klassen keine Wurzel hatte.

Dieser besiegte Widerstand, die Vermählung der Prinzessin Luise mit dem Könige der Belgier, der am 22. Juli 1832 erfolgte Tod des Herzogs von Reich-

stadt, welcher die Anhänger des gestürzten Kaiserthrons um ihre Hoffnungen brachte, die Einnahme der Citadelle von Antwerpen kräftigten gleichmäßig die neubegründete Herrschaft, die sich noch überdies durch manche, auf das Nationalgefühl der Franzosen berechnete Mittel volksthümlich zu machen suchte. Dahin gehörte die Wiederaufrichtung der Bildsäule Napoleons und die herablassende Menschenfreundlichkeit, womit Ludwig Philipp den unter die Räder seines Wagens gekommenen Postkourir Vernet behandelte, dem er eigenhändig eine Ader öffnete. Es gelang ihm nicht, die Gemüther auf solchem Wege zu versöhnen; am 19. Novbr. 1832, als er in die Kammern fuhr, um die Sitzungen derselben zu eröffnen, ward ein Schuß auf ihn gerichtet, dessen Urheber verborgen blieb. Es war der erste von den sieben Mordversuchen, die sich, jederzeit vergeblich, gegen sein Leben richteten.

Ruhiger verfloß das Jahr 1833, aber die Quellen der Noth strömten in Lyon fort, ohne daß die Regierung irgend Etwas that, um die Lage der arbeitenden Klassen zu verbessern und gegen fortwährende Schwankungen sicher zu stellen. Sie suchten sich daher selbst zu helfen, und gründeten den sogenannten Verein der Mutualisten, eine Verbindung der Seidenweber zu gegenseitiger Unterstützung und zur Sicherung ihrer Rechte gegen willkürliche Behandlung der Arbeitgeber. Ueberall, wo die Regierung ihre Pflicht versäumt, ruft sie die Selbsthilfe hervor; aber das Formlose und Gewaltthätige, was jederzeit damit verknüpft ist, bringt nur die Fehler der Behörde zu Tage, ohne dauernde und wirksame Abhilfe zu schaffen.

Eine Stockung in den Geschäften, welche im Anfang des Jahres 1834 zu Lyon eintrat und eine theilweise Herabsetzung der Löhne zur Folge hatte, bedrohte die Arbeiter mit noch größeren Entbehrungen, und dennoch waren die Reichen unklug genug, gerade in dieser drückenden Zeit durch prunkvolle Feste den glänzendsten Luxus zur Schau zu tragen, was zur Verzweiflung der Massen den Zorn hinzufügte. Sie entschlossen sich zu einer allgemeinen Arbeitseinstellung; die Regierung setzte dieser Maßregel ein Verbot gegen Arbeiterverbindungen

entgegen, und die Fabrikanten, gestützt auf den Schutz der öffentlichen Macht, weigerten hartnäckig jedes gütliche Uebereinkommen. Aus den Trümmern der von Mazzini gestifteten Ventas der Carbonari hatte sich die Gesellschaft des Fortschritts begründet, welche die Aufregung in den Massen erhielt; noch kräftiger wirkte für diesen Zweck die Gesellschaft der Menschenrechte, die ihren Hauptsitz in Paris hatte, aber in Lyon einen Zweigverein unterhielt und ihre Netze über die umliegenden Departemente ausspannte. Sie brachte dadurch eine Uebereinstimmung der Schritte in den beiden größten Städten des Landes zu Wege, ermunterte in Lyon zum Kampf, und sicherte dem Aufstande die Unterstützung der Hauptstadt zu. Die Regierung hatte die Erbitterung durch überaus strenge Maßregeln gegen die Presse geschürt. Alle solche Umstände mußten zusammenkommen, um den furchtbaren Aufruhr zu erregen, welcher zu Lyon am 9. April 1834 ausbrach, und dem bald ein gleicher Versuch zu Paris am Thore Saint-Martin und in der Straße Transnonain folgte. Auch in Marseille, Saint-Etienne, Besançon, Arbois, Chalons, Epinal, Lüneville und im Departement der Isere hatten gleichzeitige Bewegungen stattgefunden. Alle wurden mit unerhörter Grausamkeit unterdrückt; General Bugeaud wüthete zu Paris gegen Schuldige und Unschuldige, und selbst die eifrigsten Freunde Ludwig Philipps haben diese Metzeleien mit dem größten Nachdruck verurtheilt, während der König und seine Räthe Dank, Lob und Belohnungen auf die Mörder so vieler Schuldlosen häuften.

Der Prozeß, welcher gegen 107 Häupter dieser Unruhen (es waren viele von den Männern darunter, welche auch jetzt wieder eine bedeutende Rolle spielen, so Albert, Caussidière, Armand Marast, Guinard und Andere) vor dem Gerichtshofe der Pairs, vom 5. Mai 1835 anfangend, geführt wurde, hatte große Verlegenheiten für die Regierung zur Folge. Die Angeklagten, welche ihrem natürlichen Richter entzogen worden waren, erhoben nicht ohne Grund Einspruch hiergegen. Es ist ein beklagenswerther Mißgriff, einer politischen Körperschaft, wie der Pairskammer, richterliche Befugnisse bei-

zulegen. „Ihr könnt wohl unsere Henker sein," sagten die Angeklagten, „aber nicht unsere Richter! Ihr seid von vorn herein gegen uns eingenommen, da Ihr einer politischen Richtung angehört, deren Grundsätze in geradem Widerspruche mit der unsrigen stehen; euch bietet das herrschende System, das uns unterdrückt, Vortheile; ihr dient ihm daher zur natürlichen Stütze, und es fehlt euch die Unbefangenheit, welche zur Prüfung unseres Verhaltens gehört; nur das Volk, nur die aus ihm hervorgegangenen Geschworenen vermögen darüber zu urtheilen, ob unser Angriff gegen den Bestand der Gesellschaft und der Regierung, von der sie unterdrückt wird, strafbar ist, oder ob die Leiden der Nation, denen wir abhelfen wollten, unser Verfahren rechtfertigen."

Es war schwer, auf solche Fragen eine genügende Antwort zu finden; auch führte die Wahl der Vertheidiger neue Verwickelungen herbei; die Sprache der Angeklagten wurde mit jedem Tage verwegener, herausfordernder, die öffentliche Stimmung aufgeregter, und so gereichte es der Regierung zu einer wirklichen Erleichterung, als am 12. Juli 27 der hervorragendsten Männer unter diesen Gefangenen mittelst eines gegrabenen unterirdischen Ganges aus dem Verhafte von Sct. Pelagie entwichen; ja man glaubte ziemlich allgemein, daß die Polizei diese Entweichung, wenn nicht befördert, doch ihr stillschweigend zugesehen habe. Nachdem so die Zurückgebliebenen ihre kühnsten Sprecher verloren hatten, nahmen die Verhandlungen einen ruhigeren Weg, und wurden durch die Erkenntnisse vom 13. August, 7. und 28. Dezbr. 1835, sowie vom 23. Januar 1836 geschlossen, welche sämmtlich gegen An- und Abwesende harte Strafen aussprachen, die jedoch im Jahre 1837 durch Amnestie beseitigt wurden.

Weder Strenge noch Milde entwaffneten den Haß gegen eine Regierung, welche nur den Ausbruch des Unwillens erstickte, aber die Quellen desselben ungehindert fortströmen ließ. Aus diesem Hasse ging das verzweifelte Unternehmen Fieschi's hervor, der am 23. Juli 1835 durch eine Höllenmaschine den König und seine Söhne bei Gelegenheit einer großen Revue über die Nationalgarde zu ermorden trachtete.

„Joinville, das gilt uns!" rief der König seinem neben ihm reitenden Sohne zu, als er beim Umwenden aus dem Fenster eines gegenüberstehenden Hauses eine Rauchwolke aufwirbeln sah, aber er bückte sich im nämlichen Augenblicke, um eine ihm dargereichte Bittschrift in Empfang zu nehmen, und entging dadurch den Wirkungen der ruchlosen That, die vierzehn Personen, unter diesen dem Marschall Mortier, das Leben kostete, viele andere verwundete. Fieschi, Morey und Peupin wurden als Theilnehmer des scheußlichen Verbrechens hingerichtet, doch soll dasselbe noch mehrere verborgene Genossen gehabt haben; besonders wurde der Name Barbès genannt, dem wir künftig noch öfter begegnen werden.

Die Regierung zog aus dem Vorgange Nutzen, und erlangte von den Kammern die Zustimmung zu den Beschränkungen der öffentlichen Freiheit, welche unter dem Namen der Septembergesetze eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Sie waren gegen das Schwurgericht, die Presse und die geheimen Gesellschaften gerichtet, und wenn sie einer Seits die Macht der Regierung zu Verfolgungen erweiterten, steigerten sie anderer Seits die Abneigung gegen die nur auf Gewalt gegründete Juliherrschaft, welche nirgends Wurzeln in den Gefühlen der Nation zu schlagen wußte. Nur aus dem tiefen, instinktartig gewordenen Bewußtsein, daß Ludwig Philipp auf der irrthümlich eingeschlagenen Bahn unaufhaltsam weiter schreiten werde, und, so lange er lebte, auf keine Aenderung zu hoffen sei, lassen sich die vielen meuchelmörderischen Versuche erklären, welche bis dahin dem ritterlichen Sinne der Franzosen fremd geblieben waren. Verkehrtheit und Schwärmerei griffen zu diesen fluchwürdigen Waffen, die jedes hochherzige, edle Gemüth mit Abscheu von sich wirft. Ludwig Philipp aber ward dadurch zu einem Gefangenen in seinem eigenen Palaste und sein Leben bedroht, sobald er sich außer dem Bereich seiner Wachen blicken ließ. So schoß Alibaud am 25. Juni 1836 an der Königsbrücke (Pont royal) auf ihn, als der König am Abend nach Neuilly zu fahren im Begriff war, und büßte seine That ohne Reue mit dem Leben.

Den Platz des gestorbenen Herzogs von Reichstadt versuchte Ludwig Napoleon, ein Sohn des vormaligen Königs von Holland, einzunehmen, der am 30. Octbr. 1835 durch einen Soldatenaufstand in Strasburg den Kaiserthron herstellen wollte. Das Unternehmen mißlang, bereitete aber dennoch dem Könige eine Niederlage, denn nachdem dieser den gefangenen Prinzen begnadigt hatte, weigerten sich die Geschworenen in Strasburg, nach der Straflosigkeit des Hauptschuldigen die übrigen Angeklagten zu verurtheilen, und die Freisprechung derselben, welche am 18. Januar 1837 erfolgte, war ein schwerer Schlag für die herrschende Macht *).

Kurz vorher, am 27. Dezbr. 1836, hatte Meunier eine Pistole in den Wagen abgefeuert, in welchem Ludwig Philipp mit seinen Söhnen, den Herzögen von Orleans und Nemours, saß. Der König war unverletzt geblieben, und nur die Prinzen wurden durch einige Splitter der zerschmetterten Wagenfenster verwundet. Da der Verbrecher Reue über seine That äußerte und seine Mutter die Gnade der Königin anrief, so ergriff Ludwig Philipp gern diese Veranlassung, um das ausgesprochene Todesurtheil in Verbannung umzuwandeln und dadurch den übeln Eindruck der oft wiederholten Hinrichtungen zu vermeiden.

Bei dem bekannten Reichthum des orleans'schen Hauses machte es in den Kammern, mehr noch im Volke, ein höchst ungünstiges Aufsehen, als der König eine Erhöhung der Apanagen seiner Söhne verlangte. Die Minister, welche dringend hiervon abgemahnt hatten, begegneten mit diesem Verlangen einem solchen Sturme des Unwillens in der Kammer der Abgeordneten, daß sie sich zum Rücktritt genöthigt sahen, und ein neues Cabinet unter dem Vorsitze des Grafen Molé am 15. April 1837 an die Spitze der Geschäfte trat. Als sich jedoch der Herzog von Orleans am 30. Mai desselben Jahres mit der Prinzessin Helene von Meck-

*) Einen wiederholten Versuch am 6. August 1840 zu Boulogne büßte Ludwig Napoleon durch seine Gefangenschaft zu Ham, der er sich später durch die Flucht entzog.

lenburg-Schwerin vermählte, wurden demungeachtet seine Jahrgelder von einer Million Franken auf das Doppelte erhöht.

Das Volk erwartete eine Erleichterung seiner Lasten durch eine Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsschuld, von welcher 2000 Millionen zu 5, eine Million zu 4½, 300 Millionen zu 4, 350 Millionen zu 3½ und nur das Uebrige zu 3 Prozent verzinset wurden. Dieselbe Maßregel ergriffen damals mehrere deutsche Regierungen, und sie war in Frankreich um so unbedenklicher durchzuführen, als gerade dort das meiste baare Geld vorhanden war, und es der Regierung noch nicht am Vertrauen fehlte. Ein solcher Schritt würde nicht allein eine beträchtliche Ersparung herbeigeführt, sondern dem Ackerbau, dem Handel und den Gewerben noch auf andere Weise zu gut gekommen sein. Schon der berühmte Turgot, der vom August 1774 bis zum März 1776 die französische Finanzverwaltung leitete und seiner bezweckten durchgreifenden Reformen wegen durch Intriguen am Hofe entfernt wurde, hatte geäußert: „Das Sinken des Zinsfußes ist das Meer, das zurücktritt und Küstenstriche trocken läßt, welche die Arbeit des Menschen befruchten kann." Der Zins, welchen der Staat zahlt, wird zum Maaßstabe im Privatverkehr; je geringer der Vortheil ist, welcher der Capitalist durch Anlegung seiner Gelder in Staatspapieren genießt, um so bereitwilliger läßt er sich finden, durch seine Mittel andere Unternehmungen zu unterstützen, und der Zinsfuß geht ganz allgemein zurück. Ansichten, wie diese, hatten überall Platz gegriffen, und die öffentliche Meinung wendete sich zum ersten Mal wieder der II. Kammer zu, als diese durch ihren Beschluß vom 3. Mai 1838 auf diese Angelegenheit einging.

Der Hof widersetzte sich derselben aus allen Kräften; der König, welcher selbst beträchtliche Summen in solche Papiere angelegt hatte, alle Bankiers und Rentenhaber sahen sich mit Verlust bedroht, und die Entscheidung der Volksabgeordneten wurde durch die Verwerfung derselben in der Pairskammer unwirksam gemacht.*)

*) Als der Finanzminister Humann dieselbe Maßregel später

Das war wieder ein offenbar dargelegter Beweis, daß das königliche Ansehen nur dazu benutzt werde, die bevorzugten, die reichsten Classen der Gesellschaft auf Unkosten der unermeßlichen Mehrzahl zu begünstigen. Gestattete es uns der Raum, so könnten wir in der Gesetzgebung und Steuerverfassung während der Regierung Ludwig Philipps noch zahlreiche Belege für das gleiche Streben nachweisen; sie blieben den Augen des Volks nicht verborgen; schmerzlich fühlte es den Druck einer Macht, welche nur im Interesse einer Minderzahl des Volks herrschte, und der Ingrimm, welcher aus dieser Betrachtung hervorging, erfüllte die Herzen mit zunehmender Bitterkeit.

Damals machten auch zuerst Prozesse wegen Unterschleifen, in welche mehrere Generale nebst dem Polizeipräfekten Gisquet verwickelt waren, das Vorspiel zu den Skandalen, auf welche wir später zu sprechen kommen.

Nicht weniger böses Blut erzeugte die Richtung, welche die auswärtige Politik der Regierung immer sichtlicher einschlug. Das Hinneigen zu den Grundsätzen der nordischen Mächte erkannte man in der Gemeinschaftlichkeit der Maßregeln gegen die Flüchtlinge in der Schweiz, in deren Thälern doch Ludwig Philipp in bösen Tagen selbst Zuflucht gesucht und gefunden, in dem Verhalten gegen Spanien, wo Frankreich anfing, die Bande des englischen Bündnisses zu lockern, in der Räumung Ancona's, (25. Octbr. 1838) womit man sich Oestreich gefällig bezeigen wollte.

Die geheimen Gesellschaften glaubten das Volk hinreichend vorbereitet, um einen Versuch zum Umsturz der Regierung wagen zu können. Am 12. Mai 1839 griffen die Häupter einer Verbindung, welche sich die Gesellschaft der Jahreszeiten nannte, und der kommunistischen Schule angehörte, zu den Waffen, jedoch das Unternehmen, welches die Hauptstadt ganz unvorbereitet fand, blieb ohne hinreichende Unterstützung, konnte aber demungeachtet erst am folgenden Abend völlig besiegt werden. Noch hatten die verderblichen Lehren dieser

---

durchzuführen trachtete, scheiterte sie aus den gleichen Gründen, und Humann sah sich zum Rücktritt genöthigt.

Partei im Volke wenig Anklang gefunden und die Mehrzahl sah theilnahmlos der Unterdrückung des Aufstandes und der Gefangennehmung seiner Häupter zu.

Auch in dieser Sache wurden die Pairs als Gerichtshof zusammenberufen und die öffentlichen Sitzungen am 27. Juni 1839 eröffnet. Was sich hier zutrug, erinnerte stark an die Vorgänge des Jahres 1835. Die Ungesetzlichkeit dieses außerordentlichen Gerichtshofes war wieder Gegenstand des heftigsten Widerspruchs, aber es kam noch ein zweiter Grund der Beschwerde hinzu. Während damals die Aufstände in verschiedenen Theilen des Landes, deren inneren Zusammenhang die Untersuchung nicht überzeugend genug darzuthun vermocht hatte, auf unnatürliche Weise in ein und dasselbe gerichtliche Verfahren zusammengezogen worden waren, trennte man hier die Theilnehmer einer und derselben That eben so widernatürlich in zwei Abtheilungen, um zwei gesonderte Prozesse gegen sie zu führen. Die Angeklagten widersprachen lebhaft; sie behaupteten mit Grund, daß nur durch die Aussagen aller Betheiligten der Sachverhalt vollständig zu ermitteln sei; daß spätere Zeugnisse der getrennten Angeklagten zur Minderung der Schuld beitragen könnten; ein Gutachten der angesehensten Anwälte von Paris unterstützte diese Ansicht, aber der Gerichtshof blieb bei seiner Entscheidung.

Barbès, der Hauptangeklagte, bekannte sich offen zu seinen politischen Meinungen; allein die Glut der Ueberzeugung, womit er sie vertheidigte, die Kühnheit, die er seinen Richtern gegenüber bewies, die männliche Schönheit seiner Gestalt, nahmen zu seinen Gunsten ein, und es erschreckte daher allgemein, als über ihn das Todesurtheil, über seine Genossen mehr oder minder harte Strafen, zumal nach einem so willkürlichen Gerichtsverfahren, verhängt wurden. Man machte Versuche zu seiner Befreiung; zahlreiche Kundgebungen wurden veranstaltet, um seine Begnadigung zu erwirken; man ging so weit, das Leben der königlichen Prinzen zu bedrohen, welche die öffentliche Schule Heinrichs IV. besuchten, und der König sah es daher gern, als die Schwester Barbès die königliche Gnade anrief. Er erklärte sich, von ihren Thränen gerührt, und verwandelte Barbès Strafe in

lebenslängliches Gefängniß. Sechs Monate später traf Blanqui und seine Mitschuldigen, welche die zweite Abtheilung der Angeklagten bildeten, das gleiche Loos; aber auch Blanqui's Hinrichtung wurde nicht vollzogen, vielmehr wurden ihm später in seinem Gefängnisse zu Fort Saint-Michel bedeutende Erleichterungen zu Theil, die er, was nach den Februarereignissen zu Tage kam, den Eröffnungen verdankte, welche er zum Nachtheil seiner Verbündeten gemacht hatte.

Ein neues Cabinet unter dem Vorsitze des Marschall Soult war aus dem Aufstande vom 12. Mai hervorgegangen, vermochte sich aber nicht lange zu halten. Die Verwickelungen, welche der Streit der Türkei mit dem Vicekönig von Egypten herbeiführte, bedrohten schon seinen Bestand; wiederum aber war es vornämlich das Verlangen eines Jahrgeldes von 500,000 Franken für den Prinzen von Nemours, der sich mit der Prinzessin Victoria von Sachsen-Koburg-Kohary verlobt hatte, welches durch die am 20. Februar 1840 erfolgte Verwerfung der Kammer den Rücktritt des Ministeriums veranlaßte, und am 1. März Herrn Thiers an die Spitze der Geschäfte brachte.

Die kriegerische Haltung, welche dieser annahm, ist in Deutschland noch in treuem Andenken. Für die Nichtachtung, welche die französische Politik im Morgenlande und durch die Beschlüsse der übrigen Großmächte erfahren hatte, wollte sich Frankreich auf unsere Kosten entschädigen, und die Wiedergewinnung der Rheingrenze war es, um deren willen unermeßliche Kriegsrüstungen vorgenommen wurden. Damit begegnete Herr Thiers einem Lieblingsgedanken des französischen Volks: Krieg, Eroberung, Herstellung der Grenzen des Kaiserreichs sind Worte, mit denen die Nation in jedem Augenblicke zu begeistern ist, und ohne Murren wurden die ungeheuren Summen bewilligt, welche die Vermehrung des Heeres, die zugestandene Befestigung von Paris erforderten.

Damals aber fühlten sich die Deutschen seit lange wieder zum ersten Mal als eine Nation; sie zeigten, welche Kraft sie erst zu entfalten im Stande sein würden, wenn die Einheit Deutschlands auf festen Unterlagen begründet wäre; ein ernster, entschlossener Wille

gab sich kund, keine Zerstückelung des Vaterlandes zu dulden, und die Vertheidigungsanstalten, welche die deutschen Regierungen anordneten, fanden die kräftigste Unterstützung im Volke. Bei diesen gewaltigen Gegenbestrebungen erbebte Ludwig Philipp; einen solchen Kampf aufzunehmen, fühlte er nicht den Muth in sich; ihm bangte für den Bestand seines Thrones und seiner Dynastie; er begnügte sich mit dem Vortheil, den er aus der Befestigung von Paris zu ziehen hoffte, welche die Kammern in der Voraussicht eines gefährlichen Krieges bewilligt hatten, und entließ am 21. Oktbr. 1840 seinen kriegerischen Minister; das grenzenlose Aufgebot aller Staatsmittel erschien der Nation wie ein schlechter Theaterstreich, der einige Nebenzwecke verschleiern sollte. Der Ehrgeiz, die Eitelkeit der Franzosen waren schwer verletzt, alle Traumbilder von Ruhm, Macht und Größe zerstört; sie glaubten sich genarrt, und nie haben sie dem Könige dieses angebliche Gaukelspiel vergeben. Die Heimführung der Asche Napoleons, die der Herzog von Joinville von Sct. Helena brachte, war ein täuschender Ersatz für wirkliche Güter; die Erbitterung gab sich in dem Mordversuche Darmès kund, welcher am 15. Oktbr. 1840 ein mit sechs Kugeln geladenes Gewehr auf den Wagen des Königs abfeuerte, damit aber nur sich selbst verletzte und guillotinirt wurde; doch kam es bei der Untersuchung zur Sprache, daß noch zwanzig andere Männer sich zur Ermordung des Monarchen verbunden hätten.

An die Spitze der Geschäfte war Guizot getreten, der ein gefüges Werkzeug in der Hand des Königs wurde und seine hervorragenden Talente dem Dienste desselben unterwürfig machte. Als Erbschaft aus der Hand seines Vorgängers hatte er die Last der großen Kriegsrüstungen, die schweren Kosten, welche die Befestigung der Hauptstadt erforderte, empfangen und nebenher ging der außerordentliche Aufwand für den fortwährenden Krieg in Algier her, ohne daß irgend Etwas zur Besserung der Finanzlage des Landes geschah. Der Haß gegen den König erhielt eine neue Nahrung durch die von ihm geschriebenen Briefe, welche Frau von Sct. Elme zu London veröffentlichte. Es ergab sich daraus das geheime Versprechen an England zur Räumung Al-

geriens, dieses mit so zahllosen Opfern an Geld und Menschen erkauften Bodens, sowie die feindselige Stimmung Ludwig Philipps gegen Polen. Die Aechtheit dieser Briefe wurde zwar abgeläugnet, aber der Beweis für diese Behauptung nicht geführt, und es läßt sich daher leicht ermessen, in welchem Lichte der Nation ein Herrscher erschien, der mit den theuersten Interessen und Gefühlen des Landes sein Spiel trieb.

Die aufgeregten Empfindungen, einmal auf Irrwege gerathen, führten zu immer neuen Verbrechen. Am 13. Septbr. 1841 wurde das Leben der Herzöge von Orleans, Nemours und Aumale bedroht, und die diesfällige Untersuchung führte zur Entdeckung eines Complotts, das den Sturz der Regierung bezweckte. Deportationen und schwere Gefängnißstrafen waren die Folge des gefährlichen Unternehmens.

In dem Vertrage, welchen die Regierung zur Verhinderung des Sklavenhandels mit England geschlossen hatte, glaubte man die Handelsinteressen Frankreichs verletzt; die Kammern gaben nur der heftigen Volksstimmung nach, indem sie diesem Uebereinkommen ihre Bestätigung versagten, die erst, nachdem wesentliche Veränderungen in den Bestimmungen desselben erwirkt worden waren, erfolgte. Den schwersten, den folgenreichsten Schlag erlitt das königliche Haus durch den Tod des Herzogs von Orleans am 13. Juli 1842, der beim Herausspringen aus dem Wagen, als die Pferde mit ihm auf dem Wege nach Neuilly durchgingen, sich den Hinterkopf zerschmetterte. Der Prinz, dem es nicht an großen Eigenschaften und an Anhang in der Nation fehlte, wäre allein im Stande gewesen, das über sein Geschlecht hereinbrechende Verderben aufzuhalten, worüber wir später ausführlicher sprechen.

Kirchliche Wirren kamen hinzu, um die Lage Ludwig Philipps schwankend zu erhalten. Die vermittelnde Stellung, die er einnahm, genügte den Ansprüchen keiner Partei; über die Jesuitenfrage erhob sich ein heftiger Sturm; 205 Väter dieses Ordens lebten, den bestehenden Gesetzen zuwider, in Frankreich; Thiers und Dupin eiferten im Mai 1845 heftig gegen das Fortbestehen dieser Gesellschaft, und der König, der sich nicht

selbst zu handeln getraute, erwirkte, um dem Beschluß der Kammern zu genügen, am 26. Juni eine päpstliche Verfügung, wodurch die Ordensverbindungen der Jesuiten in Frankreich aufgehoben wurden.

Das Jahr 1846 war das bisher bedeutungsvollste in der Regierung Ludwig Philipp's; es führte Ereignisse herbei, welche in ihren Folgen den Sturz dieser anscheinend fest begründeten Macht bewirkten. Die Unruhen in Polen belebten von Neuem alle Sympathien Frankreichs für dieses unglückliche Land; die Theilnahmlosigkeit der Regierung wurde so übel empfunden, daß dieserhalb sogar ein Aufstand zu Dijon ausbrach, der vom 19. bis 21. März dauerte. Die Widersetzlichkeit der städtischen Behörde zu Toulouse hatte deren Auflösung zur Folge, ohne daß der Geist der Bevölkerung dadurch ein anderer wurde; überall zeigte sich Unzufriedenheit und Auflösung. Drei Mal in diesem Jahre gerieth das Leben des Königs in Gefahr: am 16. April schoß Lecomte auf den Monarchen; am 26. Mai stürzten einige Pferde vor dem königlichen Wagen, wodurch dieser dem Umwerfen nahe kam; am 29. Juli feuerte Joseph Henri zwei Pistolen auf Ludwig Philipp ab.

Diese stets glücklich überstandenen Gefahren warnten den König nicht, zeigten ihm nicht den Abgrund zu seinen Füßen, sondern kräftigten ihn nur in dem Glauben, daß er berufen sei, jedes Hinderniß auf seinem Wege zu bewältigen.

Am 1. Juni starb Papst Gregor XVI., und nach dem kürzesten Conclave, was man kennt, ward Kardinal Mastai-Ferretti am 16. Juni durch französischen Einfluß, unter dem Namen Pius IX., zum Papste erwählt. Der König wünschte sich Glück hierzu, ohne zu ahnen, daß die Reformen des neuen Papstes und die Wirkung derselben auf die ganze apenninische Halbinsel ihm schwere Verlegenheiten bereiten und den Geist der Freiheit wecken würden, den Ludwig Philipp so eifrig zu verbannen strebte.

Von der höchsten politischen Bedeutung aber waren die spanischen Heirathen. Ludwig Philipp betrachtete Frankreich wie ein Hausgut, das er zum Vortheil seines Geschlechts verwaltete. Schätze für seine Kinder

aufzuhäufen, sie auf fremde Throne zu setzen, dahin ging sein Streben ohne Rücksicht, ob die Interessen des Landes dadurch gefährdet würden. Damit die Königin Isabelle von Spanien keine Nachkommenschaft habe, wurde für sie ein entnervter Prinz zum Gatten gewählt, die Hand ihrer jüngeren Schwester Louise aber dem jüngsten Sohne Ludwig Philipp's, dem Herzoge Anton von Montpensier, bestimmt. Diese Kuppelei, wozu die Mutter der spanischen Prinzessinnen, die Königin Christine, die Hände bot, hat so viel empörende Seiten, daß wir Anstand nehmen, alle diesfälligen Gerüchte zu wiederholen; an Bestechungen fehlte es natürlich auch nicht. Um den Einspruch Englands zu vermeiden, wurden die Unterhandlungen mit der größten Heimlichkeit betrieben und die Ehen überraschend schnell am 10. Oktober zu Madrid vollzogen. Damit war das Bündniß, diese entente cordiale (herzliche Uebereinstimmung) mit England zerrissen, womit Ludwig Philipp so lange geprunkt hatte. England widersetzte sich lebhaft einer Erbfolge der Montpensier'schen Nachkommen auf den spanischen Thron, weil es darin eine Machtvergrößerung Frankreichs fürchtete. Um nicht vereinzelt dazustehen, um die Anerkennung der übrigen Großmächte des europäischen Festlandes zu erlangen, sah sich Ludwig Philipp genöthigt, sich diesen uneingeschränkt in die Arme zu werfen und einer Politik zu folgen, welche allen Grundsätzen der verfassungsmäßigen Monarchie, allen früheren Errungenschaften des französischen Volks schnurstracks entgegen lief. Der erste Schritt auf dieser verhängnißvollen Bahn war das Verhalten bei der Einverleibung Krakau's in den östreichischen Kaiserstaat (6. Novbr. 1846). Das französische Cabinet täuschte durch seine erheuchelte Einsprache vom 4. Dezbr. kaum eine Seele; Jedermann erblickte darin ein abgekartetes Spiel, eine Comödie, welche aufgeführt wurde, um die heftigen Stimmen im Lande zur Ruhe zu bringen, und spätere Aufschlüsse haben diese Ansicht bestätigt.

Die Hungersnoth, welche im vorigen Jahre auch Frankreich heimsuchte, gereicht der Regierung nur insofern zum gerechten Vorwurf, als sie auffallend spät die Maßregeln zur Versorgung des Landes mit fremdem

Getreide anordnete, da rechtzeitig getroffene Vorkehrungen dem Volke einen großen Theil der Leiden erspart haben würden, unter denen es seufzte. Ein Hinblick auf das, was in gleicher Beziehung in England geschah, regte zu bitteren Vergleichen an.

Wir gelangen jetzt zu einer Begebenheit, welche die schmerzlichste Wunde Frankreichs bloßlegte, und woran sich die mannichfachsten Betrachtungen anknüpfen lassen. Vom Hofe, von der Regierung war ein System der Bestechung ausgegangen, das nach und nach alle Zweige der Staatsverwaltung ergriffen, alle Kreise des Geschäftslebens durchdrungen hatte. Der Nation war diese traurige Lage der Dinge nicht verborgen geblieben; wir haben auch weiter oben schon darauf hingedeutet, aber es mußten neue Thatsachen offenkundig werden, um die Blicke in die schauerlichen Abgründe dringen zu lassen, von denen der Julithron unterhöhlt war. Durch ein Zerwürfniß unter den Mitgenossen eines Verbrechers, durch den Streit, der sich über die Theilung der Beute erhob, kam die Sache zur Sprache, und die Regierung sah sich dadurch zur Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung genöthigt, welche am 6. Mai 1847 dem Pairshofe übertragen wurde. Mit Ungeduld sah das Publikum der Entwickelung dieses Schauspiels entgegen, und vernahm nach langer Spannung am 27. Juni den Beschluß dieses Gerichtshofes, wodurch der vormalige Kriegsminister, Pair und General-Lieutenant Despans-Cubières, der Advocat Parmentier und der ehemalige Generaleinnehmer Pallapra in Anklagestand versetzt wurden, unter der Anschuldigung, im Jahre 1842 den Minister der öffentlichen Arbeiten durch Anerbietungen und Geschenke bestochen zu haben, um die Verleihung einer Steinsalzmine im Departement der oberen Saone zu erhalten; ebenso der Pair und Gerichtspräsident Teste, 1842 Minister der öffentlichen Arbeiten, wegen Annahme der zum Behuf der Bestechung gegebenen Versprechungen und Geschenke; beides Verbrechen, welche nach Art. 177. und 179. des Strafgesetzbuchs mit entehrenden Strafen belegt sind. Außerdem befanden sich Cubières und Pallapra noch unter der Anklage der Prellerei, indem sie durch betrügerische Kunstgriffe einen

Theil der zur Bestechung bestimmten Gelder von ihren Geschäftsgenossen, der Aktiengesellschaft Gouhenans, sich angeeignet hatten, was nach Art. 405. des Strafgesetzes mit einer correctionellen Strafe bedroht wird. Durch den Lauf der Verhandlungen wurde der ganze Umfang dieses Gewebes von Niederträchtigkeit vor den entsetzten Augen aller redlichen Leute entfaltet, aber es wurde zugleich unwidersprechlich klar, daß diese Geschichte nur ein zufällig abgerissenes Glied einer Kette von Verbrechen sei, welche den ganzen Staat umspannte und einen gemeinschaftlichen Ursprung hatte. Dieser Ausgangspunkt war das Gesetz über die Wahlen der Abgeordneten in die II. Kammer. Den Bestimmungen desselben zufolge war blos derjenige wahlberechtigt, welcher jährlich 300 Franken an unmittelbaren Steuern entrichtete, und solcher Personen gab es in Frankreich nur etwa 300,000; wählbar aber nur derjenige, welcher jährlich 500 Franken an solchen Steuern zahlte, und deren waren natürlicher Weise noch weit Wenigere. Die geringe Zahl derjenigen, in deren Händen das Recht zur Gesetzgebung lag, machte es der Regierung möglich, durch Bestechung auf die Wahlen einzuwirken, dadurch eine Mehrheit von Abgeordneten in die Kammer zu bringen, welche sich dem Systeme der Regierung blind hingab und die eingebrachten Gesetzentwürfe durch ihre Stimmen unbedingt unterstützte. Vornämlich war der Regierung daran gelegen, absetzbare Beamte und überhaupt solche Personen erwählen zu lassen, welche sich in Abhängigkeit von ihr befanden. Da sie es lediglich mit einer reichen und begüterten Klasse von Wählern zu thun hatte, so ist es leicht begreiflich, daß umfangreiche Mittel dazu gehörten, um sich Einfluß auf dieselbe zu verschaffen, und daß hierzu alle Vortheile benutzt werden mußten, welche der öffentlichen Macht zu Gebote stehen.

Anlegung von Straßen, Kanälen und Eisenbahnen in den willfährigen Wahlbezirken, Berechtigungen zu gewerblichen und andern Unternehmungen, Aemter, Ehrenstellen und Orden, Vergünstigungen mannichfacher Art, Verheißung der Vorlage von Gesetzen, wie sie das Interesse der bevorzugten Klasse erforderte, Festsetzung der Zölle je nach dem Vortheil gewisser Ge-

werbszweige und Gegenden, eine Steuerverfassung, welche, wie bei dem Salz- und Tabaksmonopol u. s. w., die Lasten auf die Schultern der großen Massen wälzte: das waren die Lockspeisen für diejenigen, welche sich der Regierung verkauften. Die Preise steigerten sich; nicht zufrieden, persönlichen Nutzen zu ziehen, wurden Ansprüche zu Gunsten von Kindern und Eltern, Vettern, Schwägern und Freunden erhoben, und die Regierung sah sich genöthigt, Alles daran zu setzen, wollte sie ein volksfeindliches System aufrecht erhalten. Reichthum war die alleinige Pforte, welche den Zugang zu dem Tempel der Gesetzgebung öffnete, und Einsichten, Talente, Vaterlandsliebe konnten sich nur dann Zutritt verschaffen, wenn sie mit beträchtlichem Besitze verknüpft waren.

Da die Regierung, ihrer weitgreifenden Mittel ungeachtet, nicht reich genug war, alle Stimmen zu erkaufen, so konnte sie es nicht verhindern, daß dennoch Männer von unabhängiger Gesinnung in die Kammer traten, welche sich in Widerstreit (Opposition) mit der Regierung setzten, und die Fehler und Mißgriffe derselben, das Verwerfliche und Unhaltbare des ganzen Systems dem Volke vor Augen legten.

Es wäre zu viel behauptet, wollte man sagen, daß alle Diejenigen, welche Partei gegen die Regierung nahmen, aus reinen Beweggründen handelten. Ehrgeizige, welche nur um den Besitz der Macht kämpften; Leute, welche sich nothwendig machen; Eitle, welche sich hervorheben wollten; Menschen, die Allem, sei es recht oder unrecht, gleichmäßig zu widersprechen geneigt sind, waren genug unter ihnen. Aber es wäre allzu trostlos, annehmen zu müssen, daß nicht auch Männer voll Muth und Hingebung, voll edlem Eifer für die Sache des Vaterlandes einem Systeme entgegentraten, dessen nachtheilige Wirkungen nach allen Seiten hin unverkennbar waren. Sie Alle waren darin einig, daß durch Bekämpfung vereinzelter Maßregeln Nichts gewonnen werden könne; daß überhaupt jeder Kampf fruchtlos sei, so lange die Regierung allen Gründen, die man ihr entgegen hielt, durch die Mehrheit erkaufter Stimmen antworten konnte.

Nur eine freigewählte, unabhängige Kammer war im Stande, dem verderblichen Gange der Juliherrschaft Einhalt zu thun, und eine volksthümliche Verwaltung der Angelegenheiten des Landes herbeizuführen. Dahin waren also die Bestrebungen der Opposition gerichtet, und sie schlug hierzu einen dreifachen Weg ein:

1) forderte sie eine weitere Ausdehnung des Wahlrechts. Je größer die Zahl der Wähler ist, um so weniger ist es der Regierung möglich, auf sie einseitig einzuwirken, wenn gleich auch dieses kostbare Recht sich innerhalb gewisser Grenzen halten muß, falls es nicht, wie jede Uebertreibung, in die entgegengesetzten Fehler übergehen soll;

2) wollte sie alle, von der Regierungsgewalt abhängigen Männer — mithin absetzbare Beamte — aus der Kammer entfernt wissen, da sie solche für unvereinbar (incompatibel) mit der Stellung eines Volksvertreters bezeichnete;

3) verlangte sie dagegen, daß Männer, welche politische Bildung, Gelehrsamkeit, Einsichten in die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung besitzen, wahlfähig sein sollten, auch wenn sie eine geringere, als die gesetzlich vorgeschriebene, Steuersumme entrichteten, da sie durch geistige Befähigung einen weit gerechteren Anspruch zur Theilnahme an der Gesetzgebung hätten, mithin ihre Anwesenheit in der Kammer mit den wesentlichen Zwecken derselben sehr wohl vereinbar (compatibel) sei.

Dieser Streit über die sogenannten Compatibilitäten und Incompatibilitäten hatte bereits Jahre lang gedauert, und wurde auch im Jahre 1847 wieder angeregt. Duvergier de Hauranne beantragte in der Sitzung der Kammer vom 27. Februar:

„Der Census (Steuerbetrag) eines Wählers soll auf 100 Franken herabgesetzt und den Capazitäten (d. h. Männern von geistiger Befähigung), wie den Mitgliedern der gelehrten Gesellschaften des Landes, Offizieren, Richtern, Professoren, Anwälten, den Mitgliedern der Handelskammern, der Manufakturräthe, den sogenannten Prudhommes (Sachverständigen) u. s. w.

das Recht der Wahl und Wählbarkeit ohne Rücksicht auf den Betrag ihrer Steuern beigelegt werden."

An diese Vorschläge knüpfte er noch einige andere nützliche Bestimmungen, aber die Minister widersetzten sich im Einverständnisse mit dem Könige und, angetrieben von diesem, mit der äußersten Heftigkeit einer Umgestaltung, welche zugleich den ganzen zeitherigen Gang der Regierung unmöglich gemacht haben würde. Sie machten eine sogenannte Cabinetsfrage daraus, d. h. ihr Verbleiben im Amte von der Entscheidung der Kammer abhängig. Selbst ergebene Freunde der königlichen Macht riethen zu Zugeständnissen, um voraussichtlich größeren Uebeln vorzubeugen, doch das Ministerium blieb taub, und der Vorschlag Duvergiers de Hauranne wurde am 26. März verworfen. Einen wiederholten Versuch machte Remusat am 19. April. Er stellte vor, daß sich unter 459 Kammermitgliedern 190 bis 200 besoldete Beamte befänden, deren Stimmen nicht als unabhängig anzusehen wären, da ihre Absetzung oder Beförderung und überhaupt die Verbesserung oder Verschlimmerung ihrer Lage ganz in den Händen der Regierung liege, daher durch eine Beschränkung der Wählbarkeit von Beamten dem Einflusse der öffentlichen Macht ein Damm entgegengesetzt werden müsse.

Es wäre freilich ein grausames Urtheil, wollte man alle im Staatsdienste angestellten Beamten einer niedrigen Gesinnung bezüchtigen. In Staaten, wo ein weit ausgedehntes Wahlrecht besteht, wird die Volksstimme schon die Männer herauszufinden wissen, denen sie eine ehrenhafte, unabhängige Gesinnung zutrauen darf; aber anders war die damalige Lage in Frankreich, wo die Regierung Macht und Mittel genug hatte, gerade die Wahl solcher Staatsdiener durchzusetzen, auf deren unbedingte Anhänglichkeit sie rechnen durfte, und unter diesen Verhältnissen war Remusat's Antrag allerdings beachtenswerth. Das Cabinet mochte sich jedoch um keinen Preis gerade seiner willfährigsten Werkzeuge entäußern; es hatte überdies in dieser Frage die Stimmen aller derjenigen für sich, um deren Stellung in der Kammer es sich handelte, und so wurde auch dieser Reformplan nach dreitägigen Verhandlungen beseitigt.

Daß andere Vorschläge, welche eine Verbesserung des öffentlichen Zustandes bezweckten, kein besseres Schicksal hatten, und sich die Berathungen der Kammern im gewohnten Gleise fortschleppten, wird hiernach nicht weiter befremden.

Ohne Aussicht auf parlamentarischem Wege zum Ziele zu kommen, ergriffen die Abgeordneten der Opposition einen anderen Ausweg: sie wendeten sich unmittelbar an die Wähler. Zu dem Ende veranstalteten sie, vom Mai 1847 anfangend, nach einander im ganzen Laufe des Jahres hindurch in siebenzig größeren Städten Frankreichs Gastmahle, die unter dem Namen der Reformbankets berühmt geworden sind. Den hier versammelten Wählern der verschiedenen Wahlbezirke offenbarten sie die üble Lage des Landes in allen seinen Beziehungen: den leidenden Zustand der Massen, die Unordnung und Verschwendung in den Finanzen, die Mängel in allen Zweigen der Gesetzgebung, die Entsittlichung der Nation durch eine systematisch getriebene Bestechung, die Fehler der auswärtigen Politik, welche sich ihrer natürlichen Bündnisse entäußere und andere eingehe, die auf Vernichtung aller Grundsätze der Revolution abzielen, und die Knechtung fremder Völker bewirkten, um dem eigenen desto leichter dasselbe Schicksal zu bereiten. Sie deuteten die Gefahren an, welche hieraus für den ruhigen Fortbestand der Gesellschaft zu besorgen wären; das weit verbreitete und immer tiefere Wurzeln fassende Mißvergnügen in den Massen, welches in Empörung überzugehen drohe, und nur den günstigen Zeitpunkt hierzu erwarte. Als das kräftigste Mittel, allen diesen Uebelständen abzuhelfen, allen Gefahren vorzubeugen, bezeichneten sie die Abänderung des Wahlgesetzes — die Parlamentsreform. Die Angriffe, welche hier die Juliherrschaft erfuhr, waren heftig, bitter, ja sie überschritten nicht selten die Grenzen der verfassungsmäßigen Monarchie, und nahmen eine republikanische Färbung an. Solche Stimmen blieben jedoch vereinzelt; im Ganzen hielt man am gesetzlichen Boden fest, und gewann gerade dadurch die Ueberzeugung der überwiegenden Mehrzahl der Wähler, welche vor so einleuchtenden Wahrheiten die Augen nicht verschließen konnten.

Die Regierung sah diesem Treiben mit gehässigen Blicken zu, aber sie wagte nicht einzuschreiten. Das freie Versammlungsrecht wurde hier nur in sehr eingeschränktem Maße in Anspruch genommen, da zu diesen Banketten nur die wahlberechtigten Bürger geladen wurden. Diese aber durfte man nicht reizen; in ihren Händen lag die ganze Zukunft der Regierung; von ihrer Wahlstimme hing das Bestehen des Cabinets ab, und so mußte sich die öffentliche Macht darauf beschränken, durch die Presse, durch geheime Einflüsterungen, durch Verheißungen und dargebotene Vortheile diesen Angriffen entgegenzuwirken, und den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. Ihre Bemühungen blieben jedoch um so erfolgloser, als sie selbst ihren Gegnern immer neue Waffen in die Hände gab. Ein Verleumdungsprozeß gegen den Abgeordneten Emil von Girardin, den Herausgeber des Journals „die Presse", lüftete aufs Neue den Schleier, der die herrschende Bestechung und Bestechlichkeit verhüllte. Zwar konnte Girardin seine Behauptungen nicht erweisen; zwar war er selbst zu befleckt in seinem Rufe, um durch seine Stimme ein Gewicht in die Waagschaale gegen die Regierung zu werfen, aber es kam dabei doch eine widerwärtige Geschichte zur Sprache.

Das Journal „l'Epoque" war von dem Minister des Innern, Grafen Duchatel, unterstützt worden, und da es zur Bezahlung von weiter verlangten 100,000 Franken dem Minister an baaren Mitteln fehlte, hatte er eine Zeitungsconcession zum Verhandeln hingegeben.

Noch schlimmeren Eindruck machte die Ermordung der Herzogin von Praslin durch ihren Gatten in der Nacht vom 17. zum 18. August. Man warf der Regierung vor, den Selbstmord des Verbrechers begünstigt zu haben, um ein Mitglied des vornehmsten Adels von Frankreich nicht zur gerichtlichen Untersuchung und auf das Schaffot bringen zu dürfen. Man ging noch weiter und erzählte Dinge, die wir als erdichtete Verleumdungen bezeichnen müssen, und nur um deshalb anführen, weil sie im Volke geglaubt wurden und die Mißachtung des königlichen Ansehens beförderten. Vom Hofe aus sollte der Herzog von Praslin ermuntert wor-

den sein, sich um die Gunst der verwittweten Herzogin von Orleans zu bewerben; ja es sollten ihm selbst Aussichten auf ihre Hand eröffnet worden sein, im Fall er Wittwer würde. Solchen Verlockungen sei der begangene Gattinmord zuzuschreiben; überdies sei die ganze Vergiftungsgeschichte ein Mährchen; der Herzog lebe; man habe seine Flucht nach England begünstigt; er sei dort gesehen worden: ein Gerücht, das späterhin wiederholt auftauchte.

Lagen solchen Verdrehungen nur Bosheit und Haß zum Grunde, so war dagegen das Verhalten der Regierung in den Angelegenheiten Italiens und der Schweiz wirklich tadelnswerth, da es gegen die gesetzmäßig einzuführende Freiheit gerichtet war und diese Völker zu den natürlichen Bundesgenossen Frankreichs gemacht haben würde.

Wir haben die Fehler der Juliherrschaft in dieser gedrängten Darstellung nur andeuten, nicht ausführen können, aber wir glauben doch unsere Leser auf den Standpunkt versetzt zu haben, von wo aus die Gründe, welche die Umwälzung in den Februartagen herbeiführten, zu übersehen fähig sind. Wir nähern uns jetzt den Pforten dieser Ereignisse selbst, die mit der Eröffnung der Kammern ihren Anfang nahmen.

Die Sitzung der letzten französischen Kammern.

Am 28. Dezbr. 1847 entfaltete das Königthum zum letzten Mal vor den Augen des Volks von Paris den gebräuchlichen Pomp, als Ludwig Philipp mit seinen Söhnen durch ein dreifaches Spalier von Linienmilitär und Nationalgarden im Festzuge fuhr, um die Sitzungen der Kammern zu eröffnen. Er sprach in der Thronrede von der glücklich überstandenen Noth des vergangenen Jahres; der bezweckten Förderung im Bau von Eisenbahnen, verhieß die äußerste Sparsamkeit im Staatshaushalte und sicherte zugleich Erleichterung der öffentlichen Lasten durch Ermäßigung des Salzpreises und der Brieftaxe zu. Außer den der Berathung schon vorliegenden Gegenständen wurden Gesetzentwürfe über die Gemeindegüter, das Pfandwesen, die Leihkas-

sen und die Benutzung der Sparkassengelder zu Verbesserungen in der Lage der arbeitenden Klassen zugesagt. In Betreff der äußeren Beziehungen wurde die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens ausgesprochen; insbesondere aber äußerte der König: „Der Bürgerkrieg hat das Glück der Schweiz gestört. Meine Regierung hatte sich mit den Regierungen Englands, Oestreichs, Preußens und Rußlands verständigt, um diesem befreundeten Nachbarvolke eine wohlwollende Vermittelung anzubieten."

Aus der Erhaltung der zeitherigen Bundesverfassung leitete die Thronrede die Aussicht einer dauernden Wohlfahrt der Schweiz ab. Die jährlich wiederholte Hoffnung auf Wiederherstellung des Friedens am Platastrom fand ihre gewöhnliche Stelle, aber der italienischen Angelegenheiten wurde nicht gedacht. Nachdem der König die Ernennung des Herzogs von Aumale zum Statthalter von Algerien angezeigt hatte, fuhr er fort: „Meine Herren! Je weiter ich im Leben vorrücke, mit desto größerer Hingebung weihe ich, so viel mir Gott Thätigkeit und Kraft geschenkt hat und noch erhält, dem Dienste Frankreichs, der Sorge für seine Interessen, seine Würde und sein Glück. Inmitten der Aufregung, welche feindliche oder blinde Leidenschaften hegen, beseelt und hält mich eine Ueberzeugung, die Ueberzeugung, daß wir in der verfassungsmäßigen Monarchie, in der Einigkeit der großen Staatsgewalten die gesicherten Mittel besitzen, um alle diese Hindernisse zu überwinden und alle moralischen und materiellen Anliegen unseres theuern Vaterlandes zu befriedigen." Mit einem Lobe auf die französische Charte wurde die Thronrede geschlossen, aber die Presse säumte nicht, sie bald einer scharfen Beurtheilung zu unterwerfen.

Die Erwähnung der vergangenen Noth brachte nur die Sorglosigkeit der Regierung zur Milderung derselben in Erinnerung; was die Eisenbahnen betraf, so hatte sich das Land der Art, wie der Bau derselben in Frankreich betrieben wurde, in keiner Weise zu erfreuen. In Belgien waren sie vom Staate hergestellt worden, und der Nutzen, den sie gewährten, kam der Gesammtheit zu gut; in Deutschland war zum Theil derselbe Grundsatz befolgt, oder die Gesammtheit der Nation zur Theil-

nahme aufgerufen und auch dem kleinen Capital Gelegenheit geboten worden, davon Vortheil zu ziehen; in Frankreich aber hatten sich Gesellschaften, aus reichen Capitalisten bestehend, unter Begünstigung der Regierung dieser Anlagen bemächtigt; die Bedingungen, die man ihnen zugestanden, gereichten dem Publikum zur Belästigung, und dennoch hatten diese Gesellschaften umfassende Unterstützungen vom Staate in Anspruch genommen, deren Bewilligung Mißvergnügen erregte. Demungeachtet war der Bau nicht entsprechend gefördert worden, und die Opfer, welche dem Volke schon wieder in Aussicht gestellt wurden, erregten Murren.

Nach einer siebzehnjährigen verschwenderischen Verwaltung erschien das Versprechen der Sparsamkeit wie ein Hohn, und die hinreichend bekannte trostlose Lage der Finanzen ließ nicht erwarten, daß wirkliche Steuerermäßigungen eintreten könnten. Man war begierig, zu erfahren, in welcher Weise die Regierung diese Zusage zu lösen gedenke, argwöhnte jedoch zum voraus eine Täuschung, und hoffte eben so wenig von der angekündigten Verbesserung in der Lage der arbeitenden Klassen, dieser stets vernachlässigten Stiefkinder der Juliherrschaft. Die als wohlwollend bezeichnete Vermittelung in den Angelegenheiten der Schweiz wurde allgemein als die ungehörigste Einmischung erkannt, und als die verwerflichste Tirannei mußte der Zwang bezeichnet werden, womit man die Tagsatzung hindern wollte, die lang beklagten Mängel der bestehenden Bundesverfassung durch eine Reform derselben zu beseitigen; was aber bei den zur Opposition der Kammer gehörigen Mitgliedern den äußersten Unwillen erregte, waren die Ausdrücke, womit in der Thronrede die durch die Reformbankette hervorgerufene Bewegung bezeichnet wurde. Darauf bezog sich nämlich der Vorwurf feindseliger und blinder Leidenschaftlichkeit, womit vor aller Welt die Männer gebrandmarkt wurden, welche die Nation zur Vertretung ihrer Rechte abgeschickt hatte. Guizot hatte dem Könige dringend abgerathen, einem zahlreichen und gerade dem talentvollsten Theile der Volksvertretung diesen Fehdehandschuh hinzuwerfen; er sah den heftigen Kampf voraus, der hierdurch entbrennen mußte; allein der König

wollte diesen Kampf; er fürchtete seine Folgen nicht; jeden Widerstand hatte er bis jetzt glücklich besiegt und aus jedem dieser Siege neue Kräfte gesogen. In blindem Vertrauen glaubte er feindselig handeln zu dürfen, und ahnete nicht, daß diese zwei Beiwörter den Sturz seines Throns veranlassen sollten.

Der letzte Tag des ablaufenden Jahres führte für Ludwig Philipp einen Verlust herbei, der nicht blos seine Gefühle schmerzlich verletzte, sondern ihn auch als Regenten hart betraf. Seine Schwester, Prinzessin Adelaide, starb, 70 Jahre alt, an der Grippe. Seit 30 Jahren die treue Begleiterin, die Theilnehmerin aller seiner Schicksale, war sie zugleich die geheime Leiterin seiner Handlungen. Jeden Morgen verweilte sie mehrere Stunden beim Könige in vertrautem Gespräche; hier wurden die wichtigsten Angelegenheiten des Staats verhandelt und entschieden. Die angeborene Festigkeit, der scharfe Verstand, ein in den mannichfachsten Lagen des Lebens geübter Scharfblick und seltene Kenntnisse, welche sie ihrer Erzieherin, Frau von Genlis, verdankte, befähigten sie, die Stelle eines geheimen Rathes zu vertreten. Die schlaue Staatskunst, um deren willen Ludwig Philipp der Gegenstand der Bewunderung aller Diplomaten wurde, war großen Theils ihr Werk, und so sehr hatte sich der greise Monarch gewöhnt, nichts Wichtiges, ohne vorherige Rücksprache mit seiner Schwester, zu unternehmen, daß er auch nach ihrem Tode mit jeder einlaufenden bedeutenden Depesche maschinenmäßig auf ihr Cabinet zuschritt, als hoffte er dort noch die Verlorene zu finden. Die Meinung war daher auch sehr verbreitet, daß Ludwig Philipp, dieser Stütze beraubt, seine Regierung niederlegen werde, und wäre der Herzog von Orleans noch am Leben gewesen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der König diesen Ausweg ergriffen hätte. Allein der Herzog von Nemours, welchem das Gesetz vom 1. September 1842 die vormundschaftliche Regierung während der Minderjährigkeit des Thronerben übertrug, war unbeliebt, und doch wollte man die gesetzlichen Bestimmungen so wenig ändern, als sich den Folgen aussetzen, welche die Regentschaft Nemours herbeiführen konnte.

Neue Hoffnungen brachte das neue Jahr; wie ein Angebinde für den König traf die Nachricht ein, daß Abd-el-Kader, der gefürchtete, der so lang bekämpfte Feind Frankreichs, sich ergeben habe, und am 29. Dezember in Toulon eingetroffen sei. Dieser Triumph, wodurch sich die Regierung zu kräftigen dachte, wurde ihr sehr verkümmert, als die Bedingungen des abgeschlossenen Vertrages bekannt wurden, denen zu Folge dem Emir freigestellt blieb, seinen Wohnsitz in Egypten, oder in Mecca zu nehmen. Von daher hätte er bei jeder günstigen Gelegenheit wieder nach Algier zurückgelangen und den Kampf erneuern können. Die Opposition kehrte die Waffe in der Hand der Regierung gegen diese und klagte sie des Unverstandes an. Um sich zu retten, ergriff das Cabinet den schimpflichen Ausweg, diesen Vertrag zu brechen und den Emir gefangen zu halten; aber wie vor siebenzehn Jahren der Fall von Algier dem Sturze Karls X. vorangegangen war, so schien auch jetzt Abd-el-Kader nur nach Frankreich gekommen, um den Sturz Ludwig Philipps anzukündigen.

Alles deutete darauf hin, daß die Regierung in den Kammern einen schweren Stand bekommen würde. Die Männer des Fortschritts, obwohl in ihren Grundsätzen und letzten Zwecken sehr von einander abweichend, waren entschlossen, alle Meinungsverschiedenheiten bei Seite zu setzen, und mit vereinten Kräften auf den Sturz des Ministeriums hinzuwirken. Sie zählten in ihren Reihen nicht nur die vorzüglichsten Redner des Landes, sondern viele Mitglieder früherer Verwaltungen, welche staatsmännische Einsicht und Erfahrung mit einer genauen Kenntniß der Geschäfte verknüpften und alle verwundbare Stellen der Regierung mit Schärfe zu treffen wußten. Ihnen hatte das Cabinet nur in seinem Vorsitzenden Herrn Guizot einen gewichtigen Streiter entgegenzusetzen, und neben diesem vermochten noch der Großsiegelbewahrer Hebert und der Minister des Innern Graf Duchatel, die parlamentarischen Waffen mit Geschick zu führen. Die übrigen Minister waren Männer von geringerer Bedeutung, und unter den Mitgliedern der ministeriellen Kammermehrheit befand sich auch nicht ein einziges welches die Rednerbühne mit Glanz behaupten konnte.

Den ersten Sturm hatte der Finanzminister Dumon auszustehen, der am 3. Januar seine Berechnungen über die Rückstände, die Voranschläge für das künftige Jahr, die Gesetze über die Salzsteuer und die Brieftaxe vorlegte. Dieses Gewebe von täuschenden Zahlen mußte eine ernste Prüfung mit Leichtigkeit zerreissen. Durch eine künstliche Zusammenstellung war eine Ausgleichung der Einnahmen und Ausgaben für das Jahr 1849 herausgebracht worden; allein das Unzuverlässige dieser Berechnung sprang bald in die Augen. Hatte doch die Regierung Ludwig Philipps mit den jährlich gestiegenen Verwilligungen nie ausgelangt. Das Kaiserreich bedurfte jährlich 600 Millionen Franken; unter den Bourbons stieg diese Summe auf 1000 Millionen, aber zu den Segnungen des Bürgerkönigthums gehörte es, daß das Land in furchtbarer Steigerung seine Ausgaben zuletzt bis auf 1700 Millionen brachte, und daher die Fehleinnahme (das Defizit) fortwährend anschwoll. Nichts sichert die Dauer einer Regierung mehr, als ein wohlgeordneter Staatshaushalt; eine Regierung, die mit ihren Mitteln spärlich umzugehen versteht, jede überflüssige Ausgabe vermeidet, und immer einen Rückhalt hat, um da einzutreten, wo die allgemeine Wohlfahrt, außergewöhnliche Bedürfnisse ganzer Klassen oder unerwartete Ereignisse dies erforderlich machen, wird sich nicht leicht angegriffen sehen und, wenn es geschieht, immer Kraft zum Widerstande haben.

Aus einer schlechten Finanzverwaltung sind aber der Sturz von Reichen und Thronen, von Revolutionen verschiedener Art hervorgegangen, und diese Sätze finden auf die Regierung Ludwig Philipp's vollgültige Anwendung. Woher bei einer Staatsschuld von mehr als 6000 Millionen, einer schwebenden Schuld von 840 Millionen und dem Mangel eines durchgreifenden Willens, die Bedürfnisse einzuschränken, die Möglichkeit einer Erleichterung kommen sollte? war Allen ein Räthsel geblieben, aber es wurde zur allgemeinen Heiterkeit gelöst. Dem ministeriellen Plane zufolge sollte der Handel mit Salz dem freien Verkehre entzogen werden und in die Hände von Regierungsbeamten übergehen; nur an den Staat sollten die Grubenbesitzer ihre Erzeugnisse

verkaufen dürfen, der somit in den Stand gesetzt worden wäre, den Preis zu bestimmen. Welch ein erweitertes Feld hätte hierdurch die Regierung wieder für ihr System der Bestechung und der persönlichen Bevorzugung erhalten; und wesentlich war dahinter weiter nichts als eine Steuervermehrung verborgen; ein solcher Vorschlag aber wurde theils mit Verdruß, theils mit Spott aufgenommen, und verdiente Beides. Aehnlich verhielt es sich mit der Brieftaxe, wornach das Land in Bezirke getheilt und nach deren Abgrenzung die Steigerung der Portosätze eintreten sollte. Man hatte eine Annäherung an das einfache englische System erwartet, sah sich aber auch hierin getäuscht.

Die Verhandlungen der Pairskammer war man von jeher gewohnt mit Gleichgültigkeit anzuhören; in diesen Räumen ertönte zumeist nur ein Wiederhall des königlichen Willens, und blos zwei Männer waren es, die eine eben so beharrliche als fruchtlose Opposition unterhielten: der Marquis Boissy d'Anglas und der Graf d'Alton-Shee. Die Heftigkeit, die Keckheit, mit der sie die Regierung regelmäßig angriffen, diente jedoch mehr zur Erheiterung; die Einen ärgerten sich, die Anderen lachten, doch schienen die Reden dieser Männer nur Zwischenspiele, welche den langweiligen Gang der Verhandlungen auf ergötzliche Weise unterbrachen. Diese Vorgänge wiederholten sich in der Sitzung von 1848, aber sie gewannen an Bedeutung bei der Größe und Wichtigkeit der Begebenheiten, bei der Stimmung in den Gemüthern und dem Bewußtsein, daß eine große Entscheidung bevorstehe. Man hörte begierig auf jede Erörterung von Thatsachen, und je schonungsloser die Fehler der Regierung hervorgehoben wurden, um so weiter verbreiteten sich solche Worte, um so tiefer schnitten sie ein. Als Probestück wollen wir einige Sätze aus der Rede hervorheben, welche d'Alton-Shee am 10. Januar in der Pairskammer hielt. Nachdem er von den Veranlassungen zu der feindseligen Stimmung des englischen Cabinets gesprochen, sagte dieser heftige Gegner der Regierung: „Lord Palmerston hat sich, um uns zu schaden, auf den Weg der Freiheit geworfen, weil er nirgends sicherer war, auf uns in entgegengesetzter Rich-

tung zu stoßen. Während der englische Minister um die Gunst dieser Göttin buhlt, brennen die unsrigen vor Begierde, ihre monarchischen Proben vor den Zwangsherrschern von Rußland, Oestreich und Preußen abzulegen. Betrachten wir zwei Thatsachen, beide gleich geeignet, den glorreichen Ruf unserer Gastfreundschaft zu entehren und ein beharrliches Fortschreiten zu Schimpf und Schande zu beurkunden: die Ausweisung des Russen Backunnin, der eine seinem Kaiser gerade nicht schmeichelhafte Rede gehalten hat, und das Verbot des Gastmahls, welches seine Anhänger dem ehrwürdigen Fürsten Czartoryski zu geben beabsichtigten, so bleibt es uns ungewiß, ob hierbei mehr die Befehle des russischen Gesandten befolgt wurden, oder ob unser Ministerium den Antrieben einer freiwilligen Unterwürfigkeit nachgegeben hat? Ob es mehr aus Gehorsam, oder aus Galanterie handelte? Fassen wir die Politik unseres Cabinets unter den beiden Gesichtspunkten auf: nach Außen ist sie gegen die Grundsätze der Revolution gerichtet; im Innern geht sie über die Ansprüche der Monarchie hinaus." D'Alton-Shee ergießt nunmehr seine bitterste Galle über die Regierungen des Festlandes in einer Weise, welche ihm den Ordnungsruf zuzieht; in Spanien enthüllt er das Bild der lächerlichsten Vorgänge mit kecker Hand. Um seinen Einfluß zu sichern, erzählt der Redner, führte Herr Bulwer, der englische Gesandte, den schönen Serrano in die Arme der Königin, aber die französische Diplomatie kaufte ihm die Gunst der jungen Monarchin ab, und Serrano, mehr für den Glanz des Goldes, als für die Reize der königlichen Frau eingenommen, verbannte sich aus Madrid. Zwei mächtige Staaten haben also in Spanien die entwürdigende Rolle von Kupplerinnen übernommen, doch hätte Herr Guizot bedenken sollen, daß es in dem Lande geschah, wohin Beaumarchais den Schauplatz seines Lustspiels: „Die vergebliche Vorsicht", verlegte. Mit gleich scharfer Lauge bespritzt er die Angelegenheiten in Portugal, der Schweiz und Italien. Erbarmungslos traf seine Geissel die Unterstützungen, welche den Häuptern des Sonderbundes, dieser ungesetzlichen Behörde aufrührerischer Kantone, gewährt worden waren. Doch

vergeblich, sagt er, wurden Frankreichs Schätze aufgewendet; die Soldaten des Sonderbundes verließen die Kanonen des Herrn Guizot und retteten nur die Gelder, welche man in ihre Kriegskasse geworfen hatte.

Die Heftigkeit dieser Angriffe wurden von Boissy d'Anglas noch übertroffen, welcher alle Schranken überschritt, innerhalb deren sich damals die parlamentarische Verhandlung zu halten gewöhnt war.

In der Sitzung vom 11. Januar sagte er unter anderem: „Erlauben Sie mir, meine Herren, Ihnen einige Bemerkungen vorzutragen. Was mich betrifft, so verlange ich nicht den Sturz des Cabinets; ich wünsche, daß es die Leitung der Geschäfte behalte, bis es sein Werk vollbracht, bis es die schon so weit geförderte Auflösung vollendet habe, um hierauf von dem Ministertische weg unmittelbar auf die Bank der Angeklagten geführt zu werden." (Man lacht.) „Sie lachen, meine Herren? Aber als man zum ersten Mal von Parlamentsreform sprach, lachte man auch; heute lacht man nicht mehr. Ebenso wird man bald nicht mehr darüber lachen, wenn die Rede davon sein wird, die Minister in Anklagestand zu versetzen. (Man lacht von Neuem.) Nun, Sie werden das später kennen lernen."

„Wollte man im jetzigen Augenblicke die Minister wechseln, so wäre das noch kein Wechsel des Systems; aber ein Wechsel des Systems ist es, den ich verlange. Neue Minister des alten Systems würden nur neue Krallen sein."

Der uns zugemessene Raum gestattet uns nicht, dem Redner auf diesem Wege zu folgen, der ihn überdies bis zur leidenschaftlichen Uebertreibung führt. Hatte Boissy d'Anglas in seinen vorangeführten Worten die Zukunft des Ministeriums prophetisch angedeutet, so ließ sich doch eine solche Vorausverkündigung nicht durch hohle Schmähreden begründen; aber es fehlte auch nicht an klaren, besonnenen Männern, die mit eindringender Rede und staatsmännischer Einsicht das Verfahren der Regierung zergliederten und begründete Ueberzeugungen hervorriefen, die durch die gekünstelte Vertheidigung Guizot's nicht erschüttert wurden. Besonders waren es die italienischen Angelegenheiten, um deren willen die Re-

gierung in der Pairskammer hart mitgenommen wurde, und mit einem Aufwande großen Talents tadelte Graf Montalembert, daß Pius IX. bei seinen Reformbestrebungen nicht blos ohne die moralische Unterstützung Frankreichs geblieben war, sondern daß sich das Cabinet sogar den Gegnern des Papstes beigesellt, ihm sowohl als den gleichmäßigen Absichten der Regierungen von Toskana und Piemont Hindernisse bereitet und die friedliche Entwickelung, die Erstarkung Italiens verhindert habe, welches ein durch Interessen und Grundsätze verknüpfter Bundesgenosse Frankreichs zu werden im Begriffe stand.

In gleichem Sinne sprachen sich Mesnard, Cousin, Victor Hugo, Pelet de la Lozere, Mathieu de la Redorte aus, welche zugleich die versuchte Einmischung in die schweizer Angelegenheiten tadelten, hiefür jedoch keinen Anklang in der Kammer fanden. Mit großer Stimmenmehrheit wurde dagegen eine Veränderung in dem Entwurfe der Adresse auf die Thronrede gebilligt, welche den Widerspruch in den Gesinnungen der Kammer mit der von dem Cabinet in Italien befolgten Politik auszudrücken bestimmt und ziemlich schonend in folgenden Worten abgefaßt war: „Unsere Wünsche werden die Fortschritte begleiten, die jedes Land zu seiner eigenen und unabhängigen Gestaltung machen wird. Ein neues Zeitalter der Gesittung und Freiheit eröffnet sich für Italien. Wir begrüßen mit vollem Mitgefühle und mit allen unsern Segenswünschen den großmüthigen Papst, der es mit soviel Muth und Weisheit herausführt, und die Beherrscher, welche ihm auf diesem Wege friedlichen Fortschritts folgen, welchen Regierungen und Völker in Uebereinstimmung betreten haben."

Damit schien zwar die Kraft des Widerstandes in der Pairskammer erschöpft; ohne bemerkbaren Widerspruch wurde der übrige Inhalt der Adresse genehmigt, und die Opposition konnte es nur auf 23 Stimmen bringen; dennoch blieb die, wenn auch nur theilweise, Niederlage merkwürdig, welche die Regierung auf einem Platze erlitten hatte, auf dem ihr der Sieg sonst nie streitig gemacht worden war. Gewaltiger und andauernder war dagegen der Kampf, der sich in der Kammer

der Abgeordneten erhob, und die Blicke der ganzen gebildeten Welt auf sich richtete.

Eine Begebenheit, die schon bei den Pairs auf ärgerliche Weise erwähnt worden war, die wir aber zur Vermeidung von Wiederholungen dort übergingen, mußte hinzu kommen, um die Lage des Ministeriums zu erschweren.

Dem Steuereinnehmer Petit zu Corbeille war öffentlich der ehrenrührige Vorwurf gemacht worden, daß er sein Amt den sittenlosen Gefälligkeiten seiner Frau verdanke, und diese Anklage fand um so eher Glauben, als Petit keine persönlichen Verdienste nachweisen konnte, welche ihm diese Anstellung zu verschaffen geeignet gewesen wären. Der Mann, der diese Schmach nicht zu ertragen vermochte, wußte sich nur auf die Weise davon zu befreien, daß er in den Zeitungen geradehin bekannt machte: er habe die Stelle erkauft.

Es war ein weit verzweigter, jahrelang dauernder Handel gewesen, da Petit erst manche andere Ansprüche hatte abkaufen müssen, ehe der von ihm gewünschte Platz leer ward. Dunkele Gerüchte darüber hatten sich schon weit früher verbreitet, und bereits im Jahre 1842 fand sich der Abgeordnete Tallandier veranlaßt, in der Kammer den Finanzminister zur Erklärung über den Sachverhalt aufzufordern, oder, nach dem parlamentarischen Ausdrucke, eine Interpellation dieserhalb an ihn zu richten. Damals wurde die ganze Geschichte entschieden in Abrede gestellt; nach den von der betreffenden Person selbst gegebenen umständlichen Erläuterungen und Beweisen war dies nicht ferner möglich; man mußte die Sache mit allen Nebenumständen zugestehen, und es ergab sich hieraus, daß der damalige Finanzminister Lacave-Laplagne, der jetzige Ministerpräsident Guizot und dessen erster Cabinetssecretär Genie in diesen ärgerlichen Handel verwickelt waren. Das Unwahre der früheren Erklärungen, das Verwerfliche solchen Aemterhandels machte einen höchst ungünstigen Eindruck und entzog dem Vorstande des Cabinets die Achtung, welche man bis dahin seinem Privatcharakter gezollt hatte. Als eine Waffe zum Angriff gegen die Minister kam der Opposition diese Sache ungemein gelegen, und sie be-

diente sich derselben auf unbarmherzige Weise. Dadurch, daß der Justizminister Hebert zur künftigen Verhinderung solchen Aemterhandels einen Gesetzentwurf einbrachte, wurde den Augen des Volks das Widerrechtliche eines solchen Verfahrens erst recht klar gemacht; man sagte ihm, daß es für Ehrenmänner nicht erst dieser Bereicherung des Strafgesetzbuches bedurft hätte, um sich von solchen Schritten fern zu halten. Umsonst entgegnete Guizot, entgegnete Hebert, daß der Stellenkauf in Frankreich von jeher bräuchlich gewesen, daß er im englischen Heere sogar gesetzlich sei, und daß dadurch zuletzt nichts weiter bezweckt werde, als einem alternden Staatsdiener früher die Mittel zum Rücktritt zu gewähren, damit jüngere Kräfte den leer gewordenen Platz einnähmen.

Um den Skandal zu beseitigen, den dieser Gegenstand schon in mehreren Sitzungen erregt hatte, erklärte von Morny im Namen der Kammermehrheit, daß sie sich mit den vom Cabinet ertheilten Aufschlüssen befriedigt (satisfait) finde, was Veranlassung gab, der Ministerpartei den Spottnamen der Befriedigten (Satisfaits) beizulegen. So durchweg befriedigt und einverstanden war übrigens diese Partei nicht; ihr fing an vor der Zukunft zu bangen, und dieser selbe von Morny hatte nicht ohne Zustimmung seiner Meinungsgenossen sich in der Zeitschrift „les deux Mondes“ tadelnd über die Hartnäckigkeit ausgesprochen, mit welcher die Regierung jede Verbesserung des Wahlgesetzes ablehnte. Er wies darauf hin, unter welchen weit günstigeren Umständen ein Nachgeben in die Wünsche des Landes in der vorigen Kammersitzung möglich gewesen wäre, wo die Stellung der Kammermehrheit eine völlig gesicherte war, wo jedes Zugeständniß ein Beweis von Großmuth, nicht von Schwäche gewesen sein würde. Hätte man aber diesen günstigen Zeitpunkt versäumt, befände man sich jetzt auch in schlimmerer Lage, so sei doch jeder Augenblick der rechte, in welchem man sich entschließt, auf einem falschen Wege umzukehren und jeder Schritt in veränderter Richtung ein doppelter zum rechten Ziele. Allen diesen Spaltungen der eigenen Partei begegnete das Ministerium mit der trotzigen Drohung seines Rücktritts;

wenn ein Thron aber an einem Abgrunde steht, so wird ein Rücktritt zum Sturz, und diese Befürchtung war es, welche die Anhänger des Ministeriums um dasselbe gedrängt erhielt, selbst da, wo sie seine Meinungen nicht theilten.

Es bedurfte dieser gesammelten Kraft, um dem gewaltigen Andrange der Opposition zu widerstehen. Fast bei jeder Frage der inneren Verwaltung erlitt das Ministerium eine Niederlage, und wenn nicht seitdem so welterschütternde Begebenheiten die Aufmerksamkeit verschlungen hätten, würde eine genaue Darstellung dieser interessanten Kämpfe noch heute willkommen sein. Wichtiger, als seit längerer Zeit, waren jedoch eben damals die Fragen über die äußere Politik. Es hingen die Bündnisse, die Frankreich zu lösen oder einzugehen hatte; es hing die Würde, die Macht und Größe des Landes; es hing die Richtung davon ab, welche die Regierung auch in den inneren Angelegenheiten befolgen mußte. Hätten die freiheitlichen Bestrebungen in Portugal, Spanien, Italien und der Schweiz von Frankreich Aufmunterung, Unterstützung und Schutz gefunden, so würde es das unabweisliche Interesse dieser Länder erheischt haben, sich eng an den mächtigen Nachbar anzuschließen, und wenn Frankreich (das durch verschiedene Bande festgehaltene Belgien mitgerechnet) an der Spitze von mehr als 80 Millionen Menschen einherschritt, so war sein Uebergewicht in Europa unbestreitbar. Es würde aber zugleich die Sympathien der Bevölkerung von Deutschland und seinen Nebenländern für sich gehabt und, falls es Eroberungsgelüsten fern blieb, in der öffentlichen Meinung dieser Länder eine starke Stütze besessen haben. Freilich mußte sich dann naturgemäß die Regierung auch als eine Freundin der Freiheit im Innern beweisen und eine gänzlich veränderte Richtung einschlagen. Sagte sich Frankreich aber von seiner natürlichen Verbündeten, der Völkerfreiheit, los, suchte es seine Stütze in Verträgen mit solchen Machthabern, welche ihre Throne auf die Unfreiheit ihrer Unterthanen, auf unbedingte Herrschaft erbaut hatten, so mußte es sich erstens zu manchen demüthigenden Schritten herbeilassen; es mußte sich ferner allen Maßregeln

der Gewalt gegen die Freiheit anderer Nationen anschließen und folgerichtig im eigenen Lande ein System zur Geltung bringen, welches sich dem seiner Verbündeten annäherte. Daß jedes Hinneigen nach dieser Seite als ein Verrath an den Grundsätzen der Revolution, an den Rechten und Freiheiten des Landes angesehen und als ein solcher bekämpft wurde, versteht sich selbstredend, und mit der gespanntesten Theilnahme wurden mithin die Reden angehört, welche die Politik der französischen Regierung nach außen hin, namentlich in Italien und der Schweiz, zum Gegenstande hatten.

Das parlamentarische Gefecht, das sich hierüber entspann, wurde am 29. Januar eröffnet, und die beiden Hauptkämpfer, die ihre Kraft aneinander maßen, waren von Seiten der Opposition Thiers, von Seiten des Cabinets Guizot. Beide leuchteten im vollen Glanze ihrer ausgezeichneten Beredtsamkeit, und wenn Herr Guizot seinem Gegner unterlag, so geschah es, weil er eine schlechte Sache zu vertheidigen hatte, welche durch die Umstände nur immer mehr verschlimmert wurde. Als er über denselben Gegenstand in der Pairskammer sprach, war der Sieg der Volkssache in Italien noch ein zweifelhafter; damals konnte er noch sagen, daß in Italien blos von Verbesserungen der innern Verwaltung die Rede sei, daß man in zwanzig Jahren dort vielleicht auch von Verfassungen sprechen werde, daß aber bis dahin die Völker Italiens noch manche Schule durchlaufen müßten. Nicht zwanzig Tage waren vergangen, und Sizilien hatte seine Freiheit erkämpft, die Charte von 1812 ausgerufen, der König von Neapel seinen Völkern eine Verfassung gegeben, der Großherzog von Toskana, der König von Sardinien die Nachfolge zugesagt; die Gewißheit lag vor, daß alle Staaten dieser Halbinsel sich bald im Besitze derselben Rechte befinden würden, und Guizot hatte mithin wenig Voraussicht bewiesen, indem er nicht die Ereignisse der nächsten Wochen zu berechnen im Stande gewesen war. Thiers verfolgte überdies seinen Gegner auf den Boden, den dieser selbst inne hatte; er bestritt die Geltung der Verträge von 1815 nicht; wies aber nach, daß dieselben Verträge von den Großmächten des Festlandes auf allen

Punkten: in Polen, in Rom, Neapel, Toskana und Modena verletzt worden seien; daß es die Aufgabe Frankreichs gewesen wäre, diesen Verträgen Achtung zu verschaffen, um durch die genaue Durchführung derselben die Nachtheile zu mildern, die es selbst daraus erleide. In den Angelegenheiten der Schweiz zeigte er, wie zweizüngig und doppelsinnig die Politik des französischen Cabinets gewesen, berichtigte durch vorgelegte diplomatische Noten irrthümliche Behauptungen seines Gegners und trieb diesen dergestalt in die Enge, daß Guizot Erläuterungen über seine Absichten gab, welche ihn dem Standpunkte Thiers ganz nahe brachten, so daß der östreichische Botschafter Graf Appony zu seinen Bekannten äußerte: „Diese Uebereinstimmung in den Gesinnungen der Herren Guizot und Thiers ist mir eben so neu als verwunderlich, doch Herr Guizot sagt's, so muß ich es glauben.“ Auch Odilon Barrot und Andere nahmen an dem Kampfe Theil; vornämlich aber war es die begeisterte Rede Lamartines über Italien, welche tief in alle Kreise der Nation eindrang, und mit der Kraft des Sturmwindes alle Saiten auf dieser Riesenharmonika erschütterte. Nur auf die Abstimmung blieben sie fruchtlos; alle Anstrengungen der Opposition wurden durch die weißen Kugeln der Kammermehrheit niedergestreckt, und so gelangte man im vergeblichen Ringen bis zu dem Abschnitt der Adresse auf die Thronrede, welcher die Billigung der Schmähungen aussprach, womit mehr als hundert Mitglieder der Kammer vom Throne herab befleckt worden waren.

Hier sammelte die Opposition noch einmal alle Kraft, um einen völligen Bruch möglicherweise zu vermeiden. Viele der hervorragendsten Redner der Opposition: Lamartine, Remusat, Dufaure, Odilon Barrot und Duvergier de Hauranne, den man den Vater der Reformbankette nannte, nahmen das Wort, um die Kammer auf die Unschicklichkeit aufmerksam zu machen, über einen großen Theil ihrer Mitgenossen diesen beschimpfenden Tadel auszusprechen, wie auf das Gefährliche der Folgen, welche hieraus unvermeidlich hervorgehen müßten. Die Gründe, womit sie diesen Beschluß der Mehrheit bekämpften, lassen sich in Folgendem zusammenfassen:

„Wir befinden uns,“ sagte die Opposition, „mit den Vorschlägen, von denen wir eine Verbesserung der öffentlichen Zustände erwarten, hier in der Kammer in einer Minderheit, welche uns, bei der Fortdauer des bestehenden Wahlgesetzes, keine Aussicht bietet, unseren Meinungen je eine Geltung zu verschaffen. Umsonst haben wir unsere Gründe vorgetragen; die Regierung, die Mehrheit der Kammer sind taub dafür geblieben. Für uns gab es nur den Ausweg, uns unmittelbar an die Wähler des Landes zu wenden und ihrer Entscheidung die Frage anheim zu geben: ob das bestehende Gesetz aufrecht erhalten oder eine Aenderung erfahren solle, welche zugleich eine volksthümlichere Staatsverwaltung zur Folge haben müßte? In der Hand dieser Männer lag es, bei der nächsten Erneuerung der Kammer ihre Wahlstimmen solchen Personen zu geben, von denen sie erwarten durften, daß sie im Geiste der von uns vorgeschlagenen Reform die schwebende Frage erledigen würden. Wir sprachen nicht zu einer urtheilslosen Menge, wir sprachen zu Leuten, die selbst das innigste Interesse haben, die Ordnung, die Sicherheit, die Gesetzlichkeit nicht zu gefährden; zu Leuten, in deren Hand die Regierung selbst die Zukunft des Landes gelegt hat. Das Versammlungsrecht ist ein Bestandtheil jeder freien Verfassung, und es wird in England weit umfassender ausgeübt, als dies hier geschehen ist, ohne daß sich die Regierung je beigehen ließ, diese Befugniß zu beschränken, oder mit einem Tadel zu belegen. So oft wichtige Angelegenheiten die Gemüther beschäftigen, spricht sich in England das Volk in öffentlichen Versammlungen darüber aus, und wenn die Regierung hieraus die Ueberzeugung gewinnt, daß die Mehrheit der Nation sich für oder gegen einen zu fassenden Beschluß erklärt, so versäumt sie nie, diese gewaltige Stimme zu berücksichtigen. Warum nun schilt man uns feindselig und blind, da wir auf gesetzlichem Wege ein Recht ausüben, das jedem Bürger eines freien Landes zusteht? Bevor wir die Wähler gefragt hatten, sagten Sie: das Land habe sich nicht zu Gunsten der Reform ausgesprochen; es sei gleichgültig dafür; nachdem wir uns an diese gewendet haben, nennen Sie uns feindselig und

blind; wollen Sie uns absichtlich in diesen Doppelsatz einschließen, um unsere Kraft nach jeder Seite hin zu lähmen? Können Sie sich das Recht der Verurtheilung über eine so große Zahl ihrer Mitglieder anmaßen? Sie können unsere Anträge durch Ihre Abstimmung verwerfen; dürfen Sie aber auch unsere Gesinnung verdächtigen, uns willkürlich den Weg bezeichnen oder versperren, den wir zu nehmen haben? Hat nicht auch in unsere Hände das Land seine Wohlfahrt mit Vertrauen gelegt? Welchen Gebrauch wir von diesem Vertrauen machen, darüber steht das Urtheil nur denen zu, die uns damit beehrten, und glauben diese, daß wir dessen unwürdig sind, so werden sie uns künftig ihre Stimmen entziehen. Wir sind in diese Kammer geschickt worden, um frei nach unserem Gewissen und unserer Ueberzeugung das Wohl des Landes zu berathen, nicht aber um hier auf die Bank der Angeklagten gesetzt und von denen gerichtet zu werden, die keine andere und bessere Vollmacht haben, als wir. Wenn Sie das Gewicht, welches Ihnen Ihre größere Anzahl verleiht, dazu mißbrauchen, um uns im Angesichte der Nation, im Angesichte Europa's, welches seine Blicke auf diese Rednerbühne gerichtet hält, zu beschimpfen, so setzen Sie uns in die Nothwendigkeit, uns wiederholt an unsere Wähler und an das Land zu wenden. Wir werden solchenfalls hier in der Hauptstadt selbst ein Reformbankett veranstalten; wir werden dazu die Wähler aus allen Provinzen Frankreichs, die Nationalgarde von Paris, alle aufgeklärten und freisinnigen Bürger einladen und es der Entscheidung dieser großen Versammlung überlassen, ob sie gleichgültig für eine Verbesserung des Wahlgesetzes sei? und ob sie uns für feindselig und blind halte, weil wir es für nöthig erachteten, das Land hierüber zu befragen?"

Was hatten die Minister, was die Mehrheit hierauf zu erwiedern? Sie warfen der Opposition vor, nichts weiter als Aufreizung zu Mißvergnügen beabsichtigt zu haben, um aus der allgemeinen Verwirrung Vortheil für sich zu ziehen, und die Macht zu ergreifen, die sie den Händen der Regierung entreißen wollten. Sie sagten: „Ihr fangt damit an, Euch auf die Grund-

sätze von 1789 zu berufen, und werdet damit enden, die Grundsätze von 1793 zur Anwendung zu bringen!"

Unter den Personen, an welche dieser Vorwurf gerichtet war, befanden sich allerdings solche, die er nicht unverdient traf; aber um so nöthiger wäre es gewesen, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben und lieber die Brandfackel zu ersticken, die Ludwig Philipp so thörichter Weise in die Kammer geschleudert hatte.

Das war auch der aufrichtige und dringende Wunsch vieler weiter blickenden und besonnenen Mitglieder der Partei des Bestehenden, die eifrig bemüht waren, den Streit zu vermitteln. Darblès schlug eine mildere Fassung des betreffenden Satzes, Demousseaux de Givré dessen gänzliche Weglassung vor, aber beide Anträge wurden verworfen und die todbringenden Worte „feindselig und blind" am 11. Februar von 221 Stimmen angenommen. An diesem zähen Festhalten war ganz besonders der Wille des Königs schuld, und verletzte Eitelkeit hatte keinen geringen Antheil daran. Bei mehreren dieser Reformbankette hatte sich die Abneigung gegen die Person des Monarchen auch darin ausgesprochen, daß man den sonst üblichen Trinkspruch auf die Gesundheit des Königs unterließ. Ob eine solche Bezeigung von Ehrerbietigkeit und Anhänglichkeit gerade bei Zusammenkünften am Platze sein konnte, wo man genöthigt war, sich tadelnd über das Verhalten der Krone auszusprechen, wollen wir dahin gestellt sein lassen; Ludwig Philipp erblickte aber in diesem Umstande nicht blos eine persönliche Beleidigung, sondern zugleich eine deutlich bezeichnete republikanische Kundgebung. Er sah überdies nichts Schlimmerem, als der Wiederholung eines jener Straßenkämpfe, entgegen, die er so oft besiegt und aus deren Bewältigung er jederzeit neue Hilfsmittel zur Befestigung seiner Macht entlehnt hatte. Daher verwarf er mit dem Starrsinn des wieder zum Kinde werdenden Alters alle Gegenvorstellungen seiner Minister, schalt sie feig und unentschlossen, behauptete, daß jedes Zurückweichen die Gegner nur trotziger machen würde und gerade eine Entscheidung herbeigeführt werden müsse, deren Ausgang nicht zweifelhaft sei. Die willfährigen Diener der königlichen Macht handelten da-

her gegen bessere Ueberzeugung, als sie unbeugsam den eingenommenen Standpunkt behaupteten und ihre Anhänger in der Kammer zu gleicher Beharrlichkeit nöthigten.

Die Opposition, welche von dem Entschluß, in Masse aus der Kammer zu treten, wieder zurückgekommen war, beharrte nunmehr auf der Abhaltung eines großen Reformbankette in Paris, worüber bereits so unendlich viel in der Kammer verhandelt, in den Zeitungen geschrieben und im Publikum gesprochen worden war, daß man schon angefangen hatte, an dem Ernste des Unternehmens zu zweifeln, doch würde sich die Opposition lächerlich gemacht haben, wenn sie, nachdem ihr das Aeußerste geboten worden war, dem so oft und so drohend angekündigten Schritte ausgewichen wäre. Man entschied sich daher für die Abhaltung des Banketts, und die Regierung gab zu verstehen, daß sie demselben keinen Widerstand entgegensetzen und sich auf eine einfache Einsprache an Ort und Stelle beschränken würde. Nur im Fall der Verlauf der Sache kein friedlicher wäre, im Fall die öffentliche Ruhe gestört werden sollte, werde sie mit allen Mitteln der Gewalt einschreiten, und die Urheber dieser Kundgebung für alle Folgen verantwortlich machen. Dieser Entschluß schien von der Klugheit vorgeschrieben zu sein, und die Regierung würde, wenn sie ihn festgehalten hätte, sich unstreitig in einer vortheilhaften Lage erhalten haben. Es mußte der Opposition Alles daran gelegen sein, den Beweis zu führen, daß das französische Volk fähig sei, von dem angesprochenen Rechte der freien Versammlung einen würdigen Gebrauch zu machen. Sie rief das öffentliche Ehrgefühl auf; sie wies auf das Beispiel von England hin; sie erinnerte, daß selbst in Rom und Neapel, wo das Volk noch einen geringen Grad politischer Bildung besitzt, kürzlich zahlreiche Versammlungen ohne alle Ruhestörungen stattgefunden hätten, und daß sich mithin von der gesitteten Bevölkerung von Paris das Gleiche um so eher erwarten ließe. Alle Theilnehmer an dem Feste würden die dringendste Veranlassung gehabt haben, jede Störung zu vermeiden, und ein Aufstand, dem es somit an moralischer Kraft gefehlt hätte, wäre schlimm-

sten Falls unschwer zu unterdrücken gewesen. Damit hätte aber die Regierung die kräftigste Handhabe erhalten, das Versammlungsrecht im Allgemeinen anzugreifen, da jeder Mißbrauch zugleich den Gebrauch vernichtet. Das ganze Verfahren der Opposition wäre damit verurtheilt und der Sieg nach allen Seiten hin der Regierung gewiß gewesen.

Der Wahlausschuß des zwölften Stadtbezirks von Paris hatte die Leitung der Anordnungen zu diesem Feste in die Hand genommen und eine Einladung ergehen lassen, der sich drei Pairs: der Herzog von Harcourt, der Graf d'Alton-Shee, der Marquis Boissy d'Anglas und 92 Abgeordnete der Opposition anschlossen; aber gleich anfänglich handelte die Regierung nicht offen. Sie suchte die Abhaltung des Festes dadurch zu hintertreiben, daß sie die Besitzer aller großen Räumlichkeiten durch Drohung und Bestechung vermochte, die ihnen gemachten Anträge zurückzuweisen oder die bereits ertheilten Zusagen zu brechen. Es gelang daher den Festordnern, nur einen freien Platz am Ende der elysäischen Felder zu erhalten, welcher als Zielpunkt für den ungeheuern Zug zu dienen bestimmt war, und wo unter einem aufgeschlagenen Zelte die geladenen Gäste, um der Form zu genügen, einige Speisen zu sich nehmen, einige Trinksprüche ausbringen und sich, falls die Regierung gegen diesen Vorgang durch einen Beamten der Polizei Einspruch anmeldete, darauf beschränken sollten, eine Verhandlung darüber aufzunehmen, diese hierauf den Gerichten des Landes zu überreichen und ihre Entscheidung zu verlangen, ob den bestehenden Gesetzen nach das Recht der freien Versammlung französischen Bürgern streitig gemacht werden könne? Nachdem man auf solche Weise das Recht gewahrt, sollte sich die Versammlung ruhig und friedlich zerstreuen.

Der Vorschrift über die Ordnung des Festzuges (dem Programm) zufolge war der Magdalenenplatz als Ausgangspunkt bestimmt worden. Dort sollten sich am 22. Februar früh um 11 Uhr Alle einfinden, welche ihre Theilnahme zugesagt hatten: die schon genannten Pairs und Abgeordneten, die Wähler von Paris und die Abordnungen derselben aus den Provinzen, die sonst

unterschriebenen Theilnehmer, die Offiziere der Nationalgarde, die Zöglinge der höheren Lehranstalten und unbewaffneten Nationalgardisten, von denen sich 10,000 Mann bereit erklärt hatten, die verschiedenen Abtheilungen des Zuges in ihre Mitte zu nehmen, oder mit anderen Bürgern ein Spalier zu bilden, durch welches der Zug längs der Königsstraße und über den Eintrachtsplatz sich nach dem Orte seiner Bestimmung bewegen sollte.

Gerade aus der Zuziehung der Schulen und der Nationalgarde nahm aber die Regierung den Grund zu einer Abänderung ihres Entschlusses und einer Untersagung des Festes her. Die Ersteren fürchtete man, weil sie sich in aufgeregter Stimmung befanden. Man hatte sich Eingriffe in die Lehrfreiheit erlaubt, die Vorlesungen der Professoren Quinet, Michelet und Mickiewicz willkürlich geschlossen, und die dagegen erhobene Einsprache der Schulen unbeachtet gelassen. Man erinnerte sich, daß bei den Kämpfen im Juli 1830 die jungen Männer der Schulen an der Spitze der Bewegung gestanden, die Massen angeführt, den Sieg derselben gesichert hatten. Auch später waren sie Theilnehmer aller freiheitlichen Bestrebungen geblieben und republikanische Gesinnungen am weitesten unter ihnen verbreitet; man fürchtete daher eine Wiederholung der früheren Vorgänge. Eben so mißfällig betrachtete die Regierung das Hinüberziehen der Nationalgarde in eine Richtung, welche dem Bestehenden so feindlich war; aber sie schadete sich eben dadurch ungemein selbst, indem sie durch solches Mißtrauen diejenigen zu entschiedenen Feinden machte, welche sich gerade durch ihr öffentliches Auftreten selbst die Pflicht auflegten, für die Erhaltung der Ordnung kräftig mitzuwirken.

Die durch die umfassenden Festanstalten in allgemeine Bewegung versetzte Hauptstadt las mit eben so viel Erstaunen als Entrüstung vier Verordnungen, welche der Polizeipräfekt von Paris noch am Abend des 21. Februars an alle Straßenecken anheften ließ, wodurch die Abhaltung des Bankets und jeder Auflauf des Volks verboten wurde.

Die Regierung stützte sich hierbei auf ein Gesetz

vom Jahre 1790, welches die Ortsbehörden ermächtigt, alle Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe zu unterdrücken und zu bestrafen, die gute Ordnung an allen Orten, wo öffentliche Versammlungen statt finden, wie auf Messen, Märkten, in Schauspielhäusern, Kirchen und Banketten, aufrecht zu erhalten; sowie auf die Artikel 254 und 258 des Strafgesetzbuchs, welche jedes unberufene Einschreiten der Nationalgarden verbieten. Beides paßte auf den vorliegenden Fall nicht, denn hier war nicht von einer zufällig zusammengelaufenen Masse, sondern von einer Versammlung aus Pairs, Volksvertretern, wahlberechtigten Bürgern und andern ausgezeichneten Männern die Rede, welche die Ausübung eines unbestreitbaren Rechtes auf gesetzlichem Wege in Anspruch nahmen; ebenso sind unbewaffnete Nationalgardisten eben nichts mehr und nichts weniger als freie Bürger von Paris, denen die Theilnahme an einem öffentlichen Feste nicht verboten werden konnte.

Das Gewaltsame in diesem Verfahren der Regierung ließ sich nicht beschönigen; die Gesetze des Landes, welche nur den Schutz des Bürgers zum Zweck haben sollen, wurden durch willkürliche Deutung zur Unterdrückung der öffentlichen Freiheit benutzt; das Mißtrauen, der Haß gegen die Regierung erreichte den äußersten Grad; man sah in diesen vier Polizeiverordnungen eine Wiederholung der vier Ordonnanzen Karls X., und war ebenso fest wie damals entschlossen, den Mißbrauch der Macht mit der Gewalt der Waffen zu bekämpfen. Die Festordner wurden aufgefordert, diesem Verbote ungeachtet, die Sache durchzuführen;. Berathungen an allen Ecken und Enden fanden statt, aber die meisten Abgeordneten der Opposition erschraken jetzt vor den gewaltigen Regungen eines Geistes, den sie heraufbeschworen hatten, dem sie aber jetzt Maß, Ziel und Richtung zu geben verzweifelten. Nur achtzehn Männer, unter denen Lamartine, Dupont de l'Eure, Marie, Lasteyrie, Thiers (jetzt Gesandter in der Schweiz), Duvergier de Hauranne und Ledru-Rollin die bekanntesten sind, blieben ihrem Vorsatze treu, und zumal der Erstere entwickelte hierbei eine Kraft der Entschlossenheit, wie man sie bis dahin noch nicht an ihm wahrgenom-

men hatte. „Wenn Alle zurücktreten, so gehe ich allein hin mit meinem Schatten hinter mir her," rief der begeisterte Freund der Dichtkunst und der Freiheit, und in unzähligen Herzen bebten solche Worte nach. Bei Odilon Barrot, der sich zum Führer der Opposition aufgeworfen hatte, erschienen Abordnungen der Wähler, der Nationalgarden und angesehene Bürger der Hauptstadt, um ihn zum festen Beharren aufzufordern, aber er konnte in seiner Seele den Muth nicht finden, der zu einer großen That erforderlich war; ihm schien sogar der Schritt der Regierung gelegen zu kommen, um eine Bürde von sich zu schütteln, zu deren Tragung es ihm an Kraft gebrach, und er schlug daher vor, sich auf eine Anklage des Ministeriums zu beschränken, welches die Ehre und Wohlfahrt Frankreichs an das Ausland verrathen, die Rechte und Freiheit der Bürger verletzt, die Unabhängigkeit der Meinung und die Sittlichkeit durch Bestechung verdorben, einen unerlaubten Handel mit Aemtern getrieben, die Einkünfte des Staats verschleudert und alle Grundsätze der Revolution in Frage gestellt habe.

Seine Meinung machte sich geltend; die Festordner im zwölften Stadtbezirke machten bekannt, daß das Fest unterbleibe, und dagegen erschien in öffentlichen Blättern diese Anklage der Minister, welche Odilon Barrot auch der Kammer überreichte. Damit aber hatten sich er und seine schüchternen Meinungsgenossen von den Sympathieen des Volks losgesagt, welches wohl wußte, was es von diesen unfruchtbaren parlamentarischen Kämpfen erwarten dürfe, so lange der Wille des Königs die Regel für das Verhalten seiner Minister blieb; so lange er Räthe fand, welche die Pflichten verkannten, die ihre Verantwortlichkeit ihnen auflegte; so lange eine erkaufte Mehrheit in den Kammern blindlings den erhaltenen Antrieben folgte; so lange mithin nicht ein Wechsel des Systems, eine Aenderung in der Verfassung und dem Wahlgesetze größere Bürgschaften für die Wohlfahrt und Freiheit der Nation gewährten.

Mit solchen Erwägungen, mit Entschlüssen, wie sie daraus hervorgehen mußten, verbrachte das Volk die Nacht, welche dem 22. Februar vorherging, wäh-

rend seine Führer, die Männer des entschiedenen Fortschritts, Berathung über die zu ergreifenden Maßregeln pflogen und die Pläne bildeten, welche demnächst zur Ausführung kamen. Die Geschäftszimmer der beiden einflußreichen Zeitungen, „des National“ und „der Reforme,“ waren das Hauptquartier der Revolution und der Sammelplatz aller bedeutsamen Männer dieser Richtung. Wir werden auch die Herren Armand Marrast und Ferdinand Flocon, die beiden Herausgeber dieser Zeitungen, eine wichtige Rolle bei der weiteren Entwikkelung der Begebenheiten spielen sehen.

Die Regierung zeigte viel Ruhe und Selbstvertrauen, und am meisten schien der König auf die Dinge gefaßt zu sein, die da kommen sollten. Mit welcher Geringschätzung er den Widerstand beurtheilte, dem er entgegensah, ging aus den Worten hervor, welche er an einen vornehmen Engländer richtete, der sich wenige Tage vor dem Ausbruche der Unruhen bei ihm beurlaubte, um nach Hause zurückzukehren. „Sie thun Unrecht,“ sagte er zu ihm, „meine Hauptstadt in einem so interessanten Augenblicke zu verlassen; Sie hätten billig noch einige Tage warten sollen, um es mit anzusehen, wie man einen Volksauflauf in Paris zerschmettert.“ Einem Kinde gleich, schien er mit dem Funken zu spielen, der, zur Flamme erwacht, in wenigen Tagen seinen Thron am Fuße der Julisäule verzehren sollte.

Die Regierung hatte übrigens nichts versäumt, sich für einen solchen Fall zu rüsten. In der Munizipalgarde, d. h. der bewaffneten Polizeimannschaft, besaß sie eine gegen 5000 Mann starke Truppe zu Fuß und zu Pferde, auf deren Tapferkeit und Ergebenheit vollkommen zu rechnen war; ein zahlreiches Linienmilitär lagerte in der Hauptstadt oder deren Umgebung; aus dem festen Schloß von Vincennes war Geschütz in hinreichender Menge herbeigeschafft worden; von der Bürgerwehr hoffte man, daß sie mindestens nicht gegen die Regierung Partei nehmen werde; ja man hatte sogar versucht, aus den zuverlässigsten Gliedern derselben ein abgesondertes Corps zu bilden, was jedoch zu früh bekannt und daher vereitelt wurde. Ueberdies hatte die Regierung schon vor Jahren durch den Marschall Gerard Pläne zum Angriff

und der Vertheidigung der Hauptstadt entwerfen lassen; die Truppen waren zugleich mit Werkzeugen zur Zerstörung der Barrikaden versehen worden; man hatte die besten Vorkehrungen für ihre Verpflegung getroffen, die von ihnen einzunehmenden Stellungen zum voraus verständig angeordnet, und den Marschall Bugeaud an ihre Spitze gestellt, der bei Bewältigung des Aufstandes von 1834 eben so viel Geschicklichkeit und Entschlossenheit, als unerbittliche Grausamkeit bethätigt hatte. So sah man von beiden Seiten den Ereignissen der nächsten Tage entgegen, deren Wichtigkeit, sowohl was die Anstrengungen, als was die Folgen betraf, sich Niemand verhehlte, von denen aber beide Theile den Sieg ihrer Sache gleich zuversichtlich erwarteten.

Darstellung des Kampfes.

Der 22. Februar war gleichsam das Vorspiel zu den ernsten Ereignissen der kommenden nächstfolgenden Tage; beide Theile traten mehr beobachtend und in drohender Haltung einander gegenüber, als daß es auf einen entscheidenden Kampf abgesehen war. Die Regierung entfaltete das ganze Gerüst ihrer Macht, um die Massen dadurch einzuschüchtern; die Bevölkerung von Paris schien dagegen in die Straßen der Hauptstadt hinabgestiegen zu sein, um ihre endlose Zahl, ihren festen Willen, ihre deutlich ausgesprochene Absicht der Regierung zu zeigen. Beide erwarteten durch das Gerücht dieser Kundgebung allein den beabsichtigten Zweck zu erreichen; die Regierung glaubte, daß ein waffenloses Volk vor einem Angriff zurückschrecken würde, dem sie, im Fall der Noth, 70,000 Mann wohlgerüsteter, im Besitz der wichtigsten Punkte befindlicher Truppen, von einer furchtbaren Artillerie unterstützt, entgegenzusetzen hatte; das Volk und seine Führer zweifelten ihrerseits nicht, daß sich das Ministerium zurückziehen würde, ohne es auf die Wechselfälle eines gefährlichen Kampfes ankommen zu lassen. Beide täuschten sich; die wichtigen Stunden gingen vorüber, ohne eine Entscheidung zu bringen. Der Tag war trübe, regnericht und unbehaglich; Zustände, welche erfahrungsmäßig Volksaufläufen

ungünstig sind, was das Vertrauen der Machthaber erhöhte. Nichts destoweniger füllten sich vom frühen Morgen an alle Straßen und Plätze der innern Stadt, bald auch die Boulevards, die vormaligen Befestigungswerke von Altparis, welche schon Ludwig XIV. im Jahre 1668 angefangen hatte in Spaziergänge zu verwandeln. In zusammenhängende Haufen, oder in einzelne Gruppen vertheilt, erblickte man Menschen aller Stände und Trachten in lebhaftem, doch nicht lärmendem Gespräche, das nur wie das Summen eines ungeheuern Bienenschwarms zu den Ohren drang. Mit dem zunehmenden Tage vermehrte sich auch die wogende Volksmasse, und Paris schien in zwei Hälften getheilt, von welchen sich die eine außen herumtrieb und die andere diesem Treiben von den Fenstern aus zusah. Zur Kenntniß der Oertlichkeit, wohin sich die hauptsächlichste Strömung des Volks richtete, wollen wir für diejenigen unserer Leser, welche keinen Plan von Paris zur Hand haben, einige Worte beifügen. Am westlichen Ende des von den Boulevards umschlossenen Stadtgebiets verbindet die Eintrachtsbrücke (pont de concorde) beide Ufer der Seine. Auf dem linken Ufer derselben liegt hier in einiger Entfernung der Palast Bourbon, in welchem die Kammer der Abgeordneten ihre Sitzungen hält. Gehen wir aber über die Eintrachtsbrücke auf das rechte Ufer über, so gelangen wir auf den Eintrachtsplatz, mit dem der Magdalenenplatz in Verbindung steht, und auf die Boulevards der Magdalena, der Capuziner, Italiener und so fort; zur rechten Hand aber liegt uns der Palast der Tuilerieen mit seinen Gärten; links führt der Weg nach den elysäischen Feldern. Hier auf dem Magdalenen-, dem Eintrachtsplatze, der Königsstraße (rue-royal) und den nahe liegenden Boulevards strömten gegen 11 Uhr die dichtesten Massen zusammen, und zwar zumeist diejenigen, welche die ächten Bestandtheile der pariser Straßenaufläufe und Straßenkämpfe bilden: die Blousenmänner und die jungen Burschen von 12 bis 16 Jahren, welche unter dem Namen der Gamins eine förmliche Berühmtheit erhalten haben. Die Eintrachtsbrücke war von einer schwachen Abtheilung Munizipalgarde besetzt, welche den Andrang nach dem linken Sei-

neufer abhalten und verhindern sollte, daß der Raum um den Sitz der Abgeordnetenkammer nicht überfüllt würde. Um diesen Zweck zu erreichen, hätte diese Brücke, die Kais (Flußdämme an der Seine), alle Zugänge zum Palast Bourbon durch zahlreiche, Achtung gebietende Truppenabtheilungen besetzt werden müssen; doch vermied es die Regierung absichtlich, eine Verlegenheit blicken zu lassen, daher sie anfänglich die Truppen nur in den Casernen und Wachthäusern bereit hielt und selbst die Polizeidiener in bürgerlicher Kleidung auftreten ließ. Nachdem aber die Eintrachtsbrücke dadurch vom Volke genommen wurde, daß ein beladener Wagen im vollen Laufe der Pferde darauf losstürmte, dem sich die Massen über die Brücke nachwälzten, bald auch die Gitter erbrachen, welche den Hof des Palastes Bourbon umgeben, die Freitreppe besetzten, die Quadern aufzureissen anfingen, Viele auch schon in das Innere des Gebäudes gedrungen waren, eilten Abtheilungen von Munizipalgarde zu Fuß und zu Pferde und eine Schwadron Dragoner herbei. Erstere säuberten den Hof von dem eingedrungenen Volke, Letztere besetzten den Vorplatz, während ein Bataillon Linientruppen von der andern Seite sich im Sturmschritte näherte, um die Einschließung zu vervollständigen. Obgleich die Polizeisoldaten ziemlich barsch zu Werke gingen, so fielen doch keine Verwundungen vor; das Volk wich zurück und begnügte sich, die Munizipalgarden zu beschimpfen, den Ruf: „Nieder mit Guizot! Nieder mit den Ministern!“ vielstimmig hören zu lassen, Freiheitslieder zu singen, und mitunter vereinzelte Steinwürfe gegen diese Garde zu schleudern. Zwischen dem Volke und den Mannschaften des stehenden Heeres bildete sich jedoch ein ziemlich eigenthümliches Verhältniß gegenseitiger Höflichkeit. Offiziere und Soldaten waren bemüht, ihre Aufträge durch freundliche Worte zu begleiten, denen das Volk gern Gehör gab, und durch ein achtungsvolles Benehmen, durch den wiederholten Zuruf: „Es leben die Dragoner! Es lebe die Linie!“ das Heer zu gewinnen suchte. So oft der Andrang des Volks zu stark wurde, ging die Infanterie, Gewehr in Arm, vorwärts, um den Platz frei zu machen, und die Dragoner schwenkten in kurzem Trabe ein,

wobei sie einen Bogen beschrieben. Wo aber die Munizipalgarden einen Ausfall machten, geschah es vom Fußvolke mit gefälltem Bajonett, von der Reiterei mit blanker Klinge. Daher flogen ihnen auch Steinwürfe und Flüche entgegen, ohne daß es jedoch zu weiteren Gewalthätigkeiten kam.

Wir könnten nur eine Wiederholung der eben beschriebenen Vorgänge liefern, wollten wir unsere Leser auf andere Plätze und in die Nähe öffentlicher Gebäude führen; überall nahm man dieselben Erscheinungen wahr.

Um 1 Uhr eröffnete Herr Sauzet, der Präsident der Abgeordnetenkammer, die Sitzung vor leeren Bänken; nur nach und nach fanden sich die Mitglieder ein, welche sich durch das dichtgedrängte Volk und die zahlreichen Wachen mühsam und nur unter Vorzeigung ihrer Medaillen Bahn brechen konnten. Die Verhandlungen nahmen erst um halb drei Uhr mit einem Vortrage wegen Abänderung des Statuts der Bank von Bordeaux ihren Anfang, doch fehlte es an jeder Theilnahme für den Gegenstand der Berathung. Die Abgeordneten unterhielten sich über die Ereignisse des Tages, erzählten das Erlebte, das Beobachtete, theilten sich ihre Ansichten und Befürchtungen mit, oder entfernten sich, um in den anstoßenden Sälen die Tagesfragen noch ungestörter und geräuschvoller besprechen zu können. Nachdem dies längere Zeit gedauert, ohne daß eine ruhigere Stimmung zu hoffen stand, ersuchte der Bankier und Abgeordnete Herr Fould nicht die Interessen einer wichtigen Geldanstalt durch dieses oberflächliche und unachtsame Verfahren zu gefährden. Diesem Antrage wurde zahlreich beigestimmt und die Vertagung der Verhandlung beschlossen; doch verlangte Odilon Barrot vorher die Verlesung seines Antrages auf Versetzung der Minister in Anklagestand. Der Präsident verweigerte dies mit Bezugnahme auf die Geschäftsordnung, welche die Zuweisung des Antrages an die Abtheilung vorschreibe, die sich darüber auszusprechen habe, ob der Antrag überhaupt in Betracht zu ziehen sei, was nächsten Donnerstag geschehen werde. An diesem Donnerstage war aber bereits der Prozeß der Minister und der Krone selbst

entschieden, und an dem nämlichen Platze, den jetzt Herr Sauzet einnahm, die Republik ausgerufen worden.

Um drei Viertel auf fünf Uhr trennten sich die Abgeordneten; die Pairs waren nach einigen unfruchtbaren Verhandlungen und nachdem die Kammer dem Marquis Boissy d'Anglas, welcher die Minister zur Erklärung über den Zustand der Dinge in der Hauptstadt auffordern wollte und dies mit einigen heftigen Aeußerungen einleitete, das Wort versagt hatte, nach 3 Uhr auseinander gegangen.

In den Nachmittagsstunden wurde das Gewühl der Volksmassen noch größer, die Bewegung unruhiger und die Absicht, zur Gewalt überzugehen, deutlicher. Unter dem Absingen der Marseillaise, des Scheidegrußes (Chant du depart) und des Girondistenliedes durchzogen starke Haufen, worunter sich besonders die geschlossenen Reihen der Studenten bemerklich machten, die Straßen. Vor der Wohnung Odilon Barrot's gaben sie ihr Mißfallen mit dem zaghaften Zurücktreten dieses Führers der Opposition und seiner ganzen Partei durch beschimpfende Rufe zu erkennen und warfen die Fenster ein. Unter dem Geschrei nach Reform, nach Absetzung der Minister hörte man bereits Stimmen, welche die Köpfe derselben verlangten, und der Andrang vor dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten auf dem Boulevard der Kapuziner — der Wohnung Guizot's — nahm in bedrohlicher Weise zu. Man blieb nicht bei Drohworten stehen; man warf die Fenster ein, versuchte den von einer schwachen Abtheilung bewaffneter Polizei, die sich in das Innere des Gebäudes flüchten mußte, vertheidigten Eingang zu erzwingen, und trieb eine Ordonnanz mit Steinwürfen zurück, welche wahrscheinlich zu dem Zweck entsendet werden sollte, um Hülfe nachzusuchen. Als sich jedoch starke Militärcolonnen näherten, gelang es, den Platz vor dem Gebäude zu säubern, doch wogten unausgesetzt gewaltige Massen in den Umgebungen, welche entschlossen schienen, ihre Versuche in jedem Augenblicke zu erneuern.

Manche Umstände kamen hinzu, die Erbitterung zu reizen; bei einem Ausfall der Munizipalgarde zu Pferde wurde eine alte Frau überritten und für todt weggetra-

gen; ein Arbeiter erhielt einen gefährlichen Säbelhieb; in der Nähe der Magdalenenkirche verfolgte das Volk einen angeblichen Polizeispion, zu dessen Rettung eine Abtheilung berittener Munizipalgarde heransprengte, die scharf einhieb, und mit Verwünschungen und Steinwürfen empfangen wurde. In mehreren Stadttheilen wurden Waffenläden gesprengt, oder den Hutmachern, welche sich in Paris meist zugleich mit dem Verleihen und dem Verkauf von Waffen beschäftigen, diese weggenommen. Auf verschiedenen Punkten machte man schwache Versuche zur Errichtung von Barrikaden, und zerbrach, um Werkzeuge zu erlangen, die Eisengitter vor mehreren öffentlichen Gebäuden, so an der Rochuskirche. Im Ganzen aber zeigte sich das Volk ohne Waffen und befand sich zum größten Theil auch nicht im Besitz von solchen, daher es zu Thätlichkeiten nicht häufig kam, und nur durch Stockdegen oder Dolche einige Verwundungen vorfielen. Ein förmlicher Angriff wurde nur von etwa hundert Blousenmännern auf ein Wachthaus in den elysäischen Feldern unternommen, das von etwa sechs Mann besetzt war, welche die Gitter vor dem Gebäude schlossen und sich in das Innere desselben zurückzogen. Die Angreifer überstiegen die Gitter, erkletterten das Dach, deckten dasselbe ab, drangen von obenher in die Wachtstube und entwaffneten die Soldaten, ohne daß diese sich vertheidigten, oder von den unsern aufgestellten Truppen Beistand erhielten. Die Anstalten, in der Nähe dieses Platzes eine Barrikade zu errichten, wurden dagegen von den Truppen verhindert. Diese sowohl, als die Munizipalgarde, waren übrigens schnell auf allen Punkten, wo Gewalt versucht wurde oder der Aufstand sich festsetzen wollte, und überall wich das Volk sogleich zurück mit freundlichem Zurufe, wenn die Linie, mit Geschrei und Steinwürfen, wenn die bewaffnete Polizei erschien.

Bei eintretender Dunkelheit zerstreuten sich die Massen völlig; Paris gewann ein friedliches Ansehen, und früher, als gewöhnlich, wurden die meisten Stadttheile so still und einsam, wie dies sonst kaum um Mitternacht der Fall zu sein pflegt. Alle Läden waren geschlossen; höchst selten hörte man das Gerassel eines

Wagens; vereinzelte Fußgänger schlichen durch die unheimliche Stille, welche nur von den dröhnenden Schritten der zahlreichen Patrouillen unterbrochen wurde. In den Kaffee-, Wein- und Speisehäusern ging es dagegen lebhafter her; dahin war Alles gezogen, um die Neuigkeiten des Tages zu besprechen, sich über das, was ferner geschehen müsse, zu verständigen und Verabredungen für den nächsten Tag zu treffen; dahin kamen auch die geheimen Befehle, welche die unsichtbaren Leiter des Aufstandes ergehen ließen, und wodurch derselbe in dieser Nacht planmäßig geordnet wurde. Von Seiten der Regierung war nichts geschehen, was die Gemüther zu beruhigen vermocht, was eine Aussicht zu friedlicher Verständigung gewährt hätte. Die Minister hatten in den Kammern eine völlige Gleichgültigkeit, eine Geringschätzung gegen die Begebenheiten des Tages zur Schau getragen und eine so zuversichtliche Haltung bewahrt, daß man begriff, sie seien entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Darauf bereitete man sich denn auch im Volke vor, doch war immer nur noch von dem Sturze des Ministeriums und einem Verlangen nach Reform die Rede. Die entschieden weiter gehende Partei vermied es absichtlich, mit ihren Plänen offen hervorzutreten, um nicht den Bürgerstand dadurch einzuschüchtern und ihn auf die Seite der Regierung zu drängen. Der mögliche Erfolg des Aufstande hing ganz von der Stellung ab, welche die Nationalgarde in dem zu beginnenden Kampfe einnehmen würde. Die Regierung hatte erst spät, als die Bewegung drohender wurde, diese Bürgerwehr zur Herstellung der Ordnung aufgerufen und nach vier Uhr das Schlagen des Generalmarsches befohlen, aber die mißvergnügten Bürger hatten sich eben nicht beeilt, diesem Rufe zu folgen, und in manchen Bezirken war kaum der zehnte Theil der bewaffneten Mannschaften auf den Mairien (Bürgermeistereien) erschienen.

Die Stimmung dieser einflußreichen Körperschaft hatte die republikanische Partei zu schonen, und behielt sich daher vor, den Lauf der Ereignisse abzuwarten und erst im günstigen Augenblicke plötzlich, überraschend und entscheidend hervorzubrechen. Die Ruhe der Nacht wurde

nur auf einigen Punkten gestört; ein Haufe von etwa 2000 Mann forderte mit Güte oder Gewalt Einlaß in viele Häuser, um die vorhandenen Waffen zu begehren, und entfernte sich friedlich, wenn er seinen Zweck erreicht hatte.

An den Thoren Saint-Denys und Saint-Martin fingen Arbeiter an, die Gitter abzutragen und Barrikaden zu errichten, doch wurden sie durch anrückende Truppen, vielleicht mehr noch durch einen Platzregen vertrieben, in Folge dessen sich auch hier die Straßen völlig entleerten. Nur die Truppen allein, von denen starke Abtheilungen nebst Geschütz die Boulevards und die wichtigsten Punkte besetzt hielten, mußten die kalte, stürmische, regnerische Nacht im Freien überdauern, die einem anstrengenden, gefahrvollen Tage vorausging. Ihre Kräfte wurden umsonst erschöpft, die Nacht blieb ruhig.

Einen ernsteren Charakter nahmen die Ereignisse am Morgen des 23. Februars an, wenn gleich noch nichts darauf hindeutete, daß der Sturz des Königs, die Vertreibung des herrschenden Geschlechts und die Umgestaltung der Staatsform so nahe bevorständen. Der Sturm der Empörung fächelte seine Schwingen zuerst wieder an derselben Stelle an, wo er sich am vorigen Abende gelegt hatte. Die von dem unruhigsten Theile der Bevölkerung von Paris stark bewohnten Stadttheile an den Thoren von Saint-Martin und Saint-Denys nebst ihren Umgebungen, von wo aus man durch die breite, die ganze Hauptstadt durchschneidende Martinsstraße in das Innere vorzudringen vermag, wurden der Ausgangspunkt der Bewegung. Dort sammelte sich ein Haufen von etwa 60 Blousenmännern, die von einem großen, bärtigen Manne, einer dieser Schrecken erregenden Gestalten, welche die jedesmaligen Repräsentanten der pariser Volksaufstände sind, angeführt wurden. Eine dreifarbige Fahne in der Hand und einen kleinen Tambour, der die Lärmtrommel kräftig rührte, zur Seite, zog er an der Spitze seiner Schaar und machte mit dieser den Versuch, in der Straße Prouvaires eine Barricade zu errichten, was jedoch eine herbeieilende Abtheilung der Munizipalgarde verhinderte. Von hier vertrieben, durchwanderte dieser erste Staubwirbel der Revolution meh-

rere Straßen und forderte überall das Volk zur Theilnahme auf. Straßenjungen und Neugierige schlossen sich dem verwegenen Haufen an, der sich endlich in der Fischerstraße — Rue Poissonniere — festsetzte und dort drei Barrikaden aufwarf, von denen die größere die Breite der Straße einnahm, die beiden anderen aber die Zugänge der Straßen Clery und Neuve-Saint-Eustache sperrten. Fast drei Viertelstunden behielten die Aufständischen zu diesen Vorkehrungen Zeit, vermochten aber doch nicht, gegen dreißig anrückende Munizipalgardisten Stand zu halten, da sie kaum zehn Schießgewehre hatten, welche überdies nicht in brauchbarem Stande zu sein schienen. Die Schüsse der Garde vertrieben bald die Vertheidiger der Barrikaden, welche das Vordringen in die Fischerstraße hinderten, und auch die größere Barrikade, hinter welche sich die ganze Mannschaft geflüchtet hatte, mußte verlassen werden, nachdem drei Arbeiter durch die Kugeln der Munizipalgarde getödtet und mehrere verwundet worden waren. Die Truppen, mit Werkzeugen hierzu versehen, zerstörten mit großer Geschwindigkeit die Verrammelungen, und bald war auf diesem Punkte die Ruhe wieder hergestellt.

Aber wie Mückenschwärme, die man unschwer vertreibt, die sich aber augenblicklich wieder sammeln, um uns mit erneuerter Heftigkeit anzufallen, erschienen auch die von einer Stelle verjagten Haufen sogleich an einer andern und wiederholten die Versuche, ohne durch vergebliche Anstrengungen ermüdet zu werden. Je mehr der Tag vorschritt, um so weiter dehnte sich diese Art des Kampfes in dem Netze der engen Straßen in der gewaltigen Stadt aus. Die Bewegung verrieth keinen ineinander greifenden Plan, der nach bestimmten Zielpunkten hin entscheidende Schläge zu führen bezweckte; er schien nur bestimmt, den Aufstand allgemein zu machen, die Aufmerksamkeit der Truppen zu theilen und die Kraft derselben zu ermatten, indem sie unausgesetzt auf den Beinen erhalten wurden.

Anders verfuhr der befehlhabende General, Marschall Bugeaud. Neue Truppen aller Waffengattungen rückten am 23sten nach Paris; die Boulevards wurden in dem ganzen Umkreise der Stadt, so wie die Kais

der Seine von ihnen besetzt und starke Stellungen an den Knotenpunkten der wichtigsten Straßen, auf allen großen Plätzen eingenommen, um auf solche Weise bequem nach allen Richtungen mit Nachdruck wirken zu können. Uebrigens ahmten die Truppen die Kriegskunst der Gegner nach und suchten Letztere dadurch zu ermüden, daß sie in starken Abtheilungen nach den bedrohten Punkten vordrangen, sich nach Erreichung ihres Zwecks zwar zurückzogen, aber in kurzen Zwischenräumen immer wieder an derselben Stelle erschienen und es dadurch verhinderten, daß sich der Aufstand irgendwo beharrlich festsetzen und eine beträchtliche Kraft des Widerstandes entfalten konnte.

Hatten die Truppen auch noch nicht jene Erfahrung im Barrikadenkampfe gewonnen, die sie bei späteren Veranlassungen unwiderstehlich machte, so waren doch alle Anordnungen so verständig getroffen, daß der Erfolg schwerlich ausbleiben konnte, nur fehlte den Soldaten der Geist, der dem Plan des Feldherrn allein Leben einhauchen kann. Die Linie, welche von den Männern des Volks jederzeit mit lautem Lebehoch empfangen wurde, weigerte sich, von den Waffen ernstlichen Gebrauch zu machen, selbst die jüngeren Offiziere theilten diese Gesinnung. Zwar wurden anfänglich mehrere Barrikaden, wie z. B. in der Straße Quincampoix, in den Straßen de Tracy und Saint-Denys von den Truppen stürmend genommen, und ein ungeheures Bollwerk in der alten Tempelstraße mit Kanonen zusammengeschossen; aber je länger der Kampf währte, je schwankender wurde die Haltung der Truppen, sie wichen an mehreren Punkten dem Kampfe aus, und das erste Beispiel der Verbrüderung derselben mit dem Volke fiel in der Straße Saint-Martin vor. Nur die Munizipalgarde und die Jäger von Vincennes griffen überall rücksichtslos an; aber gegen sie wehrte sich auch das Volk mit Verzweiflung, und das meiste Blut, was an diesem Tage floß, wurde in diesen gegenseitigen Kämpfen vergossen. Bei dieser Lage der Dinge kam Alles darauf an, welche Stellung die Nationalgarde einnehmen würde, die der Generalmarsch schon früh um sieben Uhr zu den Waffen rief. Hätte sich diese für die Regierung erklärt, so wür-

den auch die Soldaten wieder Zuversicht gewonnen haben, und der Sieg der königlichen Sache wäre um so unzweifelhafter gewesen, als der Aufstand sich noch immer nicht über den ganzen Umfang der Hauptstadt ausdehnte, und selbst in den Theilen, wo er die meiste Kraft entfaltet hatte, den vereinten Angriffen der Truppen und der Bürgerwehr nicht zu widerstehen fähig war. Die Nationalgarde versammelte sich an diesem Tage zwar zahlreich, aber ihre Stimmung zeigte sehr bald, daß sie dem herrschenden Systeme entschieden abgeneigt und eine Reform durchzusetzen entschlossen war. Ohne die Partei des Volkes offen zu ergreifen, schritt sie überall, wo sie auftrat, vermittelnd ein, hielt die streitenden Theile auseinander und ließ den Ruf nach Reform in ihren Reihen laut ertönen.

Der Pair und Vicomte Lemercier, Oberst der zehnten Legion der Nationalgarde, der diesen Ruf mit Gewalt hindern und seine Leute zum bestimmten Festhalten an der königlichen Sache nöthigen wollte, ward gezwungen, sich zurückzuziehen; die Linie, von solchen Beispielen fortgerissen, hörte auf, ein zuverlässiges Werkzeug in den Händen der öffentlichen Macht zu sein, und selbst die Munizipalgarde nebst denjenigen Truppengattungen, welche bis jetzt einen lebhaften Eifer bezeigt hatten, wurden stutzig, und ihr Angriff verlor die zeitherige Kraft. Das Ministerium konnte sich seine Lage nicht länger verhehlen; Guizot sah ein, daß er unmöglich geworden war, und die zuversichtliche Haltung, die er äußerlich zeigte, als er Nachmittags in der Kammer der Abgeordneten erschien, konnte kaum seine kurzsichtigsten Freunde täuschen. Erst um halb drei Uhr hatte sich der Sitzungssaal in so weit gefüllt, um die Berathungen zu eröffnen; doch trat sofort eine Störung ein, als der Justizminister Hebert erschien und sich nach einigen geflüsterten Worten mit Guizot und den übrigen Ministern entfernte. Eine ängstliche Spannung hatte alle Gemüther der Versammelten ergriffen; die Opposition sah zwar einem Siege entgegen, war jedoch weder über den Umfang desselben, noch die Art, wie er zu benutzen sei, unterrichtet oder einverstanden.

Die ministerielle Mehrheit der Kammer sah den

kommenden Ereignissen niedergeschlagen und mit Bangigkeit entgegen, und ängstlich, unsicher, mißtrauisch standen sich nicht blos die beiden großen Parteien, sondern auch die verschiedenen Schattirungen derselben entgegen. Die äußerste Linke allein war sich darüber klar, was sie wollte, befand sich jedoch noch nicht in der Lage, damit hervortreten zu können. Dieser beklemmende Zustand wurde durch das Wiedererscheinen der Minister Hebert und Salvandy unterbrochen, denen bald Cunin-Gridain und Jayr folgten, von denen man jetzt Erklärungen forderte. Hebert vertröstet die Versammlung auf den bald zu erwartenden Eintritt Guizot's, der auch nicht lange auf sich warten ließ, und auf die Anfrage Vavin's, was die Minister bei dem drohenden Zustande der Hauptstadt zu thun entschlossen seien? die Erklärung abgibt: „Der König habe den Grafen Molé zu sich berufen und ihm den Auftrag zur Bildung eines neuen Ministeriums ertheilt."

Diese Worte rufen einen Sturm im Centrum und auf der rechten Seite hervor; diese Abgeordneten verlassen ihre Plätze und überschütten das Ministerium mit ihren Vorwürfen; sie nennen es feig und abscheulich, ihre Freunde in dieser Lage zu verlassen und preiszugeben, wogegen die Opposition eine Befriedigung vorschützt, mit der es ihr nicht Ernst war. Ein Ministerium Molé genügte dem Ehrgeize derjenigen nicht, welche die Zügel der Macht in ihren eigenen Händen zu sehen wünschten, und die Männer der äußersten Richtung hatten Hintergedanken, welche über jede ministerielle Zusammensetzung hinausliefen.

Odilon Barrot tritt mit der Frage auf: Was bei dieser Wendung der Dinge aus seiner eingereichten Klage gegen das Ministerium werden, und ob sie, wie bestimmt worden, am folgenden Tage zur Verhandlung kommen solle? Viele Stimmen widersprechen; aber Guizot, welcher auf die Verwerfung des Vorschlags mit Hilfe seiner Freunde, so lange er noch an der Spitze der Geschäfte stand, rechnen durfte, verlangt, daß die Tagesordnung beibehalten werde, wofür sich die Mehrheit ausspricht und somit dem Ministerium den letzten Sieg zuwendet.

In der Pairskammer verlas Boissy d'Anglas einen Antrag:

In Betracht, daß Blut auf verschiedenen Stellen der Hauptstadt geflossen ist; in Betracht, daß auch heute Paris mit dem Tode und der Brandstiftung bedroht ist; mit dem Tode durch sechzig Feuerschlünde, welche zur Hälfte mit Kartätschen, zur Hälfte mit Kugeln geladen sind; mit Zerstörung und Brandstiftung durch 400 von Vincennes herbeigeschaffte Raketen; in Betracht, daß unter diesen Umständen die Pairskammer . . . Mit Tumult wird hier der Redner unterbrochen; sein Antrag findet keine Unterstützung, und nach zweistündigen, Nichts sagenden Berathungen trennt sich die Kammer um vier Uhr Nachmittags. In Paris hatte die Wendung der Angelegenheiten einen sehr verschiedenen Eindruck hervorgebracht. Der besitzende Theil der Bürgerschaft war durch den Sturz des Ministeriums befriedigt; Freude und Zuversicht kehrten auf alle Gesichter zurück; man umarmte sich, man wünschte sich Glück; die Läden fingen an sich zu eröffnen, und eine glänzende Erleuchtung der Stadt sollte den Sieg der öffentlichen Meinung über ein verhaßtes Regierungssystem feiern.

Nicht eben so war es im Kreise der arbeitenden Klassen, welche mit diesem Ausgange eines Unternehmens nicht einverstanden waren, welches ihr Blut gekostet hatte, ohne eine wesentliche Veränderung in ihrer Lage zu versprechen.

Die Nachricht, daß der König nachgegeben habe, so wie der Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten, gelangte erst später in die entfernten Theile der Stadt, wo mithin der Kampf länger dauerte und in der Vorstadt Saint-Martin das Volk eine Caserne der Munizipalgarde stürmte, aus welcher die Mannschaft Feuer gegeben. Der Mord der Gefangenen konnte nur durch die Dazwischenkunft eines Bataillons der Nationalgarde gehindert werden, doch stellte sich auch hier die Ruhe allmählig wieder her und die Massen begnügten sich, durch minder gefährlichen Unfug ihren Gefühlen Luft zu machen.

Die Barrikaden, die noch standen, und zwar gerade die festesten, wurden jedoch an vielen Punkten nicht

abgetragen, wenn man gleich keine Anstalten zu ihrer Vertheidigung traf. Das Volk wogte unruhig auf den Straßen umher, ergötzte sich an der zunehmenden Beleuchtung der Häuser, und zahlreiche Haufen sammelten sich vor der Wohnung des gestürzten Ministers Guizot auf dem Boulevard der Kapuziner, wo sie, diesem zum Hohn, die Beleuchtung des Gebäudes mit Lärm und Geschrei forderten.

Plötzlich fiel ein Schuß und zerschmetterte dem Pferde des Majors, welcher die dort aufgestellten Truppen befehligte, ein Bein. Man nannte damals diesen Schuß zufällig; aber wir haben seitdem kennen gelernt, was wir von diesen zufälligen Schüssen zu halten haben, die bei jedem Volksauflaufe das Signal zu einem Kampfe geworden sind. Wir wissen jetzt, daß Unruhestifter damit die Veranlassung zu einem Zusammenstoß herbeiführen wollen, was ihnen bis jetzt auch überall, in Berlin, Mailand, Prag und andern Orten gelungen ist. Damals war das Mittel neu, und der darauf nicht gefaßte Offizier, welcher glaubte, daß das Volk sich gesammelt habe, um den Kampf zu erneuern, war unbesonnen genug, seinen Truppen den Befehl zum Feuern zu geben. Zwei gegen die dichten Massen gerichtete Salven tödteten eine Menge Menschen, und mit Wuthgeschrei stob das Volk auseinander. Eine Verständigung war unmöglich geworden; die verborgenen Leiter der Sache traten vor und schrieen: das Volk sei verrathen, die ertheilte Zusage ein Blendwerk; man habe die Vertheidiger der Freiheit nur bewegen wollen, die Waffen niederzulegen, um sie wehrlos zu ermorden; kein Vertrag mit dieser abscheulichen Gewalt sei möglich und nur ihr völliger Sturz könne die Nation retten.

Die Umstände sprachen zu laut für eine solche Ansicht, das Blut der schuldlos Gemordeten schrie nach Rache, und die erbitterten Massen waren nicht in der Stimmung, einer ruhigen Erwägung Raum zu geben. Man ladete die Leichen auf einen Wagen, zog damit vor das Bureau des National, verbreitete die Schreckenskunde, wohin man kam, und rief zu den Waffen. Mit Blitzesschnelle durchdrang die Kunde dieser Ereig-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

nisse die weite Stadt, in der sich ohnehin alle Elemente noch in Gährung befanden; Haß und Wuth verdrängten jedes andere Gefühl, und die Fortsetzung des Kampfs ward beschlossen. Die Lichter verschwanden an den Fenstern, die Kaufläden wurden wieder gesperrt, alle Hände aber in Bewegung gesetzt, um die Stadt in den furchtbarsten Vertheidigungsstand zu bringen.

Mit unheimlichem Schweigen, nur von den schauerlichen Tönen der Sturmglocke von Notredame unterbrochen, wurde die Nacht hindurch gearbeitet, und ganz Paris bedeckte sich mit Barrikaden, bei deren Bau man nicht allein die Festigkeit, sondern sogar die Zierlichkeit berücksichtigte. Wer Waffen besaß, gab sie her, und die an die Hausthüren geschriebenen Worte: Armes données, oder: sorti en armes — die Waffen sind abgeliefert, oder bewaffnet ausgezogen — sicherten die Bewohner vor fernerer Belästigung. Als der Morgen anbrach, war Paris befestigt. Dem Grafen Molé war es inzwischen nicht gelungen, ein Ministerium zu Stande zu bringen. Die ihm vom Könige, der wohl seine Minister, aber nicht sein System aufgeben wollte, ertheilten Weisungen waren zu beengend, die Zugeständnisse zu ungenügend, als daß sich Männer gefunden hätten, welche mit solcher Vollmacht in der Hand vor die Nation treten mochten. Molé zeigte dies dem über seine Lage verblendeten Monarchen an, und dieser ließ noch in der Nacht Herrn Thiers rufen, um sich mit ihm über das Zustandebringen eines Cabinets zu besprechen, in welches seine Freunde in der Kammer, Odilon Barrot, Duvergier de Hauranne und andere mit ihm eintreten sollten. Mit dieser Anzeige in dem amtlichen Blatte, der Moniteur, hoffte Ludwig Philipp jeden Widerstand zu entwaffnen; aber wenn hierzu überhaupt Aussicht vorhanden gewesen wäre, so würde der unbeliebte Name Bugeaud's, der zugleich zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt wurde, allein hingereicht haben, die Beruhigung unmöglich zu machen.

Der Stand der Dinge wurde mit jeder Stunde bedenklicher; entschieden neigte sich die Nationalgarde auf die Seite des Volks, dem immer neue Streiter und Waffen zuströmten; die Truppen waren düster, mürrisch

und auf ein kräftiges Auftreten zu Gunsten der königlichen Macht von ihrer Seite nicht weiter zu rechnen.

Auch Thiers täuschte sich bitter; sein Name, woran sich das Andenken an die Septembergesetze und die Befestigungen von Paris heftete, hatte alle Zauber um so mehr verloren, als sein Verhalten bei Gelegenheit der Verhandlungen über das Reformbankett äußerst zaghaft und unentschieden gewesen war. Dennoch glaubte er, daß sein bloßes Erscheinen, sein Wort, das so oft den Sieg davon getragen, seine jüngsten Anstrengungen für die Sache der Freiheit in der Kammer kräftiger, als Bajonette, den Thron vertheidigen würden, und er gab daher um neun Uhr den Befehl, daß sich die Truppen zurückziehen sollten. Der Ruf: Es lebe die Linie! begleitete die Regimenter, als sie nach den Kasernen marschirten, aber kein Lebehoch für Thiers erschallte, als er mit Odilon Barrot, General Lamoricière und andern heranritt, um das Volk zur Niederlegung der Waffen aufzufordern. Er und seine Freunde machten in den verschiedenen Theilen der Stadt vergebliche Versuche, sich Gehör zu verschaffen; das Geschrei: Es lebe die Nation! Nieder mit Ludwig Philipp! war die trostlose Antwort. An eine Vertheidigung des Throns war nicht mehr zu denken, nachdem das 45. Regiment sich dazu verstanden hatte, dem Volke seine Waffen auszuliefern, und die Verbrüderung zwischen Soldaten und Bürgern immer allgemeiner wurde. Nur die Munizipalgarde kämpfte an mehreren Stellen und riß in ihrer kriegerischen Hitze mehrere Truppen der Linie mit sich fort, denen der Befehl zum Rückzuge nicht zeitig genug zugekommen war.

Im königlichen Palaste schien man die Vorgänge in der Stadt und ihre ganze Bedeutung noch immer nicht zu kennen und zu begreifen; noch immer sprach Ludwig Philipp von einer gegen ihn angezettelten Intrigue, nachdem die Revolution im Wesentlichen bereits vollendet war, bis endlich ein Kammermitglied, der Gelehrte Remusat, in den Tuilerieen erschien und es seiner umfassenden Darstellung gelang, dem Könige die Binde von den Augen zu reißen. Plötzlich den Abgrund erkennend, an dem er stand, verließ ihn das Selbstver-

trauen eben so rasch, als er es bisher eigensinnig festgehalten hatte; es erging der Befehl zur Flucht. Er willigte in die Entsagung seiner Krone zu Gunsten seines Enkels, und als Girardin, der bekannte Herausgeber des Journals „die Presse“ im Schlosse erschien und vorstellte, daß auch die Regentschaft des Herzogs von Nemours den Sturm nicht beschwören würde, gelang es selbst diesem ränkevollen Manne, der in den Tuilerieen nie Zutritt gehabt hatte, den erschütterten Monarchen zu bewegen, die Regentschaft der Herzogin von Orleans zu genehmigen. Männer von Muth und Herz in der Umgebung des Königs und besonders seine Gemahlin, die in dieser Stunde der Gefahr eine seltene Kühnheit bewies, suchten noch fortwährend Ludwig Philipp zu einem kräftigen Entschlusse zu bewegen. Man zeigte ihm die in der Umgebung des Schlosses zahlreich versammelten Truppen, denen die Ehre gebieten würde, für die Sicherheit des Königs Alles zu wagen, und rieth ihm, eine Revue über dieselben auf dem Carousselplatze zu halten. Die Linie empfing den König, als er erschien, mit einem Lebehoch! Aber zwei Bataillone Nationalgarden riefen: Es lebe die Reform! was den Monarchen einschüchterte. Während dieser Vorgänge im Schlosse war das Volk außerhalb von der Vertheidigung zum Angriff übergegangen und hatte, in Verbindung mit der Nationalgarde, das Palais royal gestürmt, nachdem der heldenmüthige Widerstand, den die Truppen am Chateau d'eau leisteten, überwältigt worden war. Auch auf andern Punkten war das Volk Sieger; es war nach ein Uhr, da durchlief der Ruf: „Auf zu den Tuilerieen!“ die Reihen der Nationalgarden und Arbeiter, und wie auf allgemeine Verabredung rückte die ganze Masse gegen das königliche Schloß.

Der König mochte es auf einen verzweifelten Kampf nicht ankommen lassen, sondern verließ am Arme seiner Gemahlin in entgegengesetzter Richtung zu Fuß und so eilfertig den prachtvollen Sitz seiner Macht, daß er sogar vergaß, sich mit Geld zu versehen, und die ihn begleitenden Offiziere, sowie die Offiziere der Nationalgarde, durch deren Reihen das königliche Paar schritt, schnell unter sich einige hundert Franken sammelten, um

dem Besitzer der größten Schätze in Europa die Mittel zu verschaffen, in einem einspännigen Fuhrwerke seine Flucht aus der Hauptstadt zu bewirken, die er mit dem wiederholten Ausrufe verließ: Wie Karl X., wie Karl X.! Aber selbst dieser Trost blieb ihm nicht; Karl X. hatte, umgeben von seiner treugebliebenen Garde, Frankreich verlassen, während Ludwig Philipp seine Rettung der schonenden Rücksicht verdankte, womit das Volk ungefährdet den Flüchtigen ziehen ließ, gegen den sich der Mord unaufhörlich gerichtet hatte, so lange er sich im Besitze der höchsten Macht befand. Er fuhr mit seiner Gemahlin, von den Generalen Dumas und Rumigny begleitet, nach Dreux, fand dort bei einem treuen Anhänger Aufnahme, die Mittel zu seiner Verkleidung und seiner Weiterreise nach La Ferté, wo ihm ein Engländer, Herr Packham, Zuflucht anbot. Von dort irrte er mehrere Tage umher, ehe es ihm gelang, am 2. März Havre zu erreichen und das Schiff zu besteigen, das ihn nach Newhafen an die englische Küste brachte.

Nach des Königs Entfernung hatten die Truppen dem Eindringen des bewaffneten Volks in die Tuilerieen kein Hinderniß entgegengesetzt, und obgleich verdächtiges Gesindel genug mit hereinschlüpfte, welches die Gelegenheit zum Raube nicht ungenützt ließ, so gehörte dies doch nicht eigentlich den Februarkämpfern an, die im Gegentheil viele hochherzige Beweise von Mäßigung und Uneigennützigkeit gaben, die vorgefundenen Schätze als Eigenthum der Nation in Verwahrung nahmen, und nur alles Genießbare als eine, unter diesen Umständen wohl erlaubte Beute ergriffen. Mit den Süßigkeiten der Küche und Conditorei bepackt, eilten die Gamins nach Hause, um den Ihrigen einen Antheil an zeither unbekannt gebliebenen Genüssen als Siegespreis zu bringen. Die Kämpfer aber ergriffen den königlichen Thron, warfen ihn zu den Fenstern hinab und schleppten seine Trümmer an die Julisäule, um sie dort als Sühnopfer zu verbrennen.

Die Herzogin von Orleans, die sich dem Könige zu Füßen geworfen und ihm, als er noch schwankte, vorgestellt hatte, daß nur ein rascher Entschluß fähig sei, die Rechte seines Enkels auf den Thron Frankreichs

zu sichern, eilte, sobald sie ihren Zweck erreicht hatte, durch Mutterliebe heldenkühn geworden, mit ihren beiden Söhnen, dem Grafen von Paris und dem Herzoge von Chartres, und begleitet von ihrem Schwager, dem Herzoge von Nemours, sowie den ernannten Ministern und einigen Adjutanten des Königs in die Kammer der Abgeordneten, um dort die Anerkennung Ludwig Philipp's II., als Königs von Frankreich zu bewirken. Von den hier versammelten 300 Kammermitgliedern war die Mehrzahl den Ansprüchen der Herzogin und ihres Sohnes geneigt; man empfing die Ankommende achtungsvoll, die sich auf einen bereit gehaltenen Sessel niederließ, ihr zur Seite ihre beiden Kinder, hinter ihr stehend der Herzog von Nemours. Dupin bestieg die Rednerbühne, zeigte die Abdankung des Königs zu Gunsten seines Enkels und die Ernennung der Herzogin von Orleans zur Regentin an. Die Mitglieder der äußersten Rechten und Linken nahmen diese Erklärung schweigend hin; aber aus dem Centrum der Kammer erscholl der anhaltende Ruf: „Es lebe der neue König! Es lebe die Regentin!“

Dupin trug darauf an, diesen Zuruf, als Zustimmung der Kammer, zu den Verfügungen des abgetretenen Monarchen in das Protokoll der Sitzung einzutragen, was ein Theil mit: Ja, ja! der andere mit: Nein, nein! beantwortete.

Noch mehrere Redner versuchten zu Gunsten der Herzogin zu sprechen, doch wurden ihre Bemühungen durch das Eindringen bewaffneter Haufen in den Sitzungssaal vereitelt. Die Herzogin machte einen vergeblichen Versuch, sich Gehör zu verschaffen; bereits fingen Nationalgardisten an, den Herzog von Nemours zu bedrohen, und Lamartine trug daher mitten in dem Lärm durcheinander schreiender Stimmen auf Aussetzung der Berathung an, worauf sich die Abgeordneten erhoben und die Prinzessin umringten. Man rieth ihr, da die Sicherheit der königlichen Familie nicht länger zu verbürgen sei, den Saal zu verlassen, aber mehrere Versuche hierzu mißglückten. Der Abgeordnete Marie betrat die Rednerbühne und forderte die Einsetzung einer provisorischen Regierung. Sein Antrag wurde von meh-

reren Anderen unterstützt, und nur mit Mühe gelangte Odilon Barrot dazu, in ergreifenden Worten den gesetzlichen Weg als den einzigen zu bezeichnen, der Frankreich zur Ehre und zum Heile gereichen könne. Der Beifall, den seine Ansprache bei den Mitgliedern des Centrums fand, ermuthigte die Herzogin zu einem wiederholten Versuche, die Versammlung selbst anzureden, wozu ein Theil sie ermunterte, während der andere widersprach und ihre Entfernung forderte. Odilon Barrot sprach weiter; nach ihm beantragte Larochejacquelin, ein Anhänger des älteren bourbonischen Zweiges, die Auflösung der Kammer, was neuen Sturm hervorrief. Das Erscheinen ansehnlicher Haufen von Nationalgarden, Studenten und Arbeitern, welche eine in den Geschäftszimmern des National entworfene Liste von Mitgliedern der einzusetzenden provisorischen Regierung brachten, gab der Sache eine entschiedene Wendung. Der Präsident der Kammer wollte durch Aufhebung der Sitzung einer Uebereilung zuvorkommen und bedeckte sich, aber man rief ihm zu: Hut ab! und Herr Michel Chevalier, obgleich kein Abgeordneter, jedoch durch seine früheren sozialistischen Grundsätze und seine staatswirthschaftlichen Schriften bekannt, forderte die Herzogin auf, sich mit ihrem Sohne dem bewaffneten Volke zu zeigen und bei diesem ihre Anerkennung zu bewirken. Aber Dumoulin, Offizier der Nationalgarde, derselbe, welcher 1830 im Stadthause befehligte, trat auf und rief: „So eben hat das Volk den König vertrieben; es will keine Bourbons, es will keine Regentschaft mehr; es verlangt die Einsetzung einer provisorischen Regierung.“ Ledru-Rollin stimmte dem bei und erklärte: ganz Frankreich müsse gehört werden und sich über die Wahl seiner künftigen Staatsform aussprechen; jetzt könne nur eine vorläufige Regierung das Land verwalten. Diese Ansicht führte Lamartine weiter aus und der Eindruck seiner begeisterten Rede war unwiderstehlich. Neue Haufen Bewaffneter hatten die Galerieen besetzt, und einer von diesen zielte mit seinem Gewehre nach der Rednerbühne. Nur der Ruf: „Es ist Lamartine, der spricht,“ verhinderte eine Gewaltthat, doch legten Andere ihre Gewehre auf die Versammlung an. Da erkannte die

Herzogin, daß Alles verloren sei; man verschaffte ihr Gelegenheit, durch eine Seitenthüre zu entkommen, doch wurde sie auch dort von dem andringenden Volke hin und her geschleudert, und der Herzog von Chartres von ihrer Seite gerissen. Die Herzogin flüchtete in das Haus des jüdischen Kaufmanns Cohen, von wo aus Anstalten zum Auffinden des verlorenen Kindes gemacht wurden. Dieses hatte sich weinend auf eine Treppenstufe gesetzt, war jedoch klug genug, seinen Namen zu verschweigen, und wartete still, bis ein befreundetes Auge dasselbe entdeckte und der in qualvoller Angst harrenden Mutter zuführte, die sich nun in das Invalidenhaus flüchtete, wo sie mehrere Tage verweilte, bis sie Gelegenheit fand, aus Frankreich zu entkommen. Der Herzog von Nemours hatte rasch seine Kleider getauscht und zu Fuß den Weg nach Neuilly eingeschlagen.

In der Kammer der Abgeordneten ging es fort und fort stürmisch her; der Präsident hob die Sitzung auf, doch Dupont de l'Eure nahm seinen Sitz ein. Die Rednerbühne wurde von allen Seiten bestürmt; Jeder wollte sprechen, und doch war der Lärm so entsetzlich, daß Niemand gehört wurde. Schüsse wurden abgefeuert, die nach dem Bildniß des Königs gerichtet waren, doch gelang es Lamartine, sich auf der Rednerbühne zu behaupten. Das Verzeichniß der Mitglieder, welche die vorläufige Regierung zu bilden bestimmt waren und über die man sich eigentlich schon Tags zuvor geeinigt hatte, sollte verlesen werden, doch übertönte der Lärm die ausgerufenen Namen, daher man diese auf Zettel schrieb und an den Spitzen der Bajonette herumreichte. Endlich ward es dem Abgeordneten Cremieux, einem jüdischen Advokaten, möglich, mitten in das Getöse hinein die einzelnen Namen zu schreien, die meist mit Beifall, mitunter auch mit mißbilligenden Ausrufen aufgenommen wurden. Als er an den Namen Cormenin kam, stockte er, als könne er die Schriftzüge nicht erkennen, und rief endlich seinen eigenen Namen „Cremieux!" aus.

Verblüfft horchte die Zahl der Vertrauten, zu denen der bis dahin ziemlich unbedeutende Mann nicht gehörte, doch das Volk ließ sich auch diesen gefallen, und so hatte er sich glücklich in die neue Regierung eingeschwärzt.

Die auf solche Weise ernannten Mitglieder waren:

Dupont de l'Eure, der greise Verfechter der Freiheit, als Präsident.

Franz Arago, . . Marie, ... Alphons Lamartine, Cremieux, . . . Ledru-Rollin, . . Garnier-Pagès, .	Mitglieder.
Ludwig Blanc, Armand Marrast, Ferdinand Flocon, Albert, . . .	Schriftführer.

Diese Männer begaben sich nun auf das Stadthaus, doch hier und in seiner Umgebung sah es wild aus. Das Gebäude war vom Volke eingenommen, und mit Mühe gelang es, sich durch die drängenden Massen Eingang zu verschaffen. Bereits waren Parteien entstanden, welche über die Einsetzung einer anderen Regierung Berathung pflogen, doch die allgemeine Achtung, welche die meisten der in der Kammer gewählten Mitglieder genossen, sicherte den Bestand der eben geschaffenen Macht. Das im und vor dem Gebäude versammelte bewaffnete Volk genehmigte die ihm unter dem Schall von Trompeten kundgemachten Wahlen, aber der Regierung wurde es schwer, eine Stelle zu finden, wo sie ihre Berathungen ungestört beginnen konnte. Ueberall drang das Volk nach und verlangte, daß die Verhandlungen öffentlich sein sollten. Endlich erreichte man ein abgelegenes Zimmer, wo der wichtige Akt der Einsetzung der provisorischen Regierung vollzogen und ein aus Lamartine's Feder geflossener Aufruf an das französische Volk abgefaßt wurde, durch den die ausgebrochene Bewegung und der Gang, den sie genommen, ihre Rechtfertigung erhielt. Die Unmöglichkeit eines ferneren Bestehens der königlichen Gewalt wurde dargelegt und die Republik — vorbehaltlich der Genehmigung des französischen Volks — ausgerufen.

Damit war die Monarchie zertrümmert, welche freilich in keiner Form, unter der sie zeither in Frankreich aufgetreten ist, die Wohlfahrt des Staats zu begründen gewußt hat.

Ohne in das Dunkel einer langen Vergangenheit zurückzugehen, wohin die klare Erkenntniß der Massen nicht reichten, brauchten die Franzosen nur die Erinnerungen an die Zeiten der bourbonischen Herrschaft seit Ludwig XIII. wach zu rufen, um durch Alles, was die Willkür Gewaltthätiges, die Ueppigkeit Scheußliches, sinnlose Verschwendung Schädliches hat, mit Abscheu erfüllt zu werden. Eben so wenig konnte der militärische Despotismus, womit Napoleon den Abgrund der Revolution verstopfte, das Streben der im Gefolge feindlicher Heere zurückgekehrten Bourbons nach Herstellung der früheren Zustände oder die Ausbeutung Frankreichs durch Ludwig Philipp zu Gunsten seines Geschlechts und seiner Anhänger die Herzen der Nation mit der Monarchie befreunden.

Die Segnungen einer auf dem Willen des Volkes beruhenden, nach weisen, unerschütterlichen Grundsätzen errichteten, verfassungsmäßigen Monarchie, welche im Wesentlichen nichts anders als eine Republik mit einem erblichen Oberhaupte ist, hatte Frankreich nie kennen gelernt, und verzweifelte an dem Versuch der Durchführung derselben. Das vieldeutige Wort Republik blendete die Augen, und man übersah dabei, daß diese auch nichts weiter als eine äußere Form sei. Nun ist eine solche allerdings nicht gleichgültig; alles Menschliche bedarf einer Form, um zur Erscheinung zu gelangen, und je vollkommener diese ist, um so reiner und edler kann sich auch der Geist in ihr ausprägen. Aber auch die Republik zeigt sich uns im Laufe der Geschichte in so bunter, mannigfaltiger Gestalt und ist so vieler künftigen Abartungen fähig, daß wir eben so ungewiß bleiben, für welche dieser verschiedenartigen republikanischen Staatsformen wir uns entscheiden sollen.

Betrachten wir das vielfarbige Gemälde der engbegrenzten Republiken des alten Griechenlands, so entdecken wir in den Grundzügen der Verfassung einer jeden auch sogleich die Schäden und Mängel, welche ihr ge-

deihliches Erblühen, ihren dauernden Fortbestand hinderten und die Gründe ihrer nothwendigen Auflösung leicht nachweisen. In der Verfassung Roms, die in einer unaufhörlichen Umgestaltung begriffen war, lag der Keim zu ewigen bürgerlichen Unruhen und inneren Kriegen: Fehler, die um so schärfer hervortraten, als das enge, nur auf die Bedürfnisse einer Stadtgemeinde berechnete Gewand einer Weltherrschaft angepaßt werden sollte. Die kleinen, mittelalterlichen Republiken Italiens gingen durch innere Kämpfe und gegenseitige Reibungen unter; Gewaltherrscher rissen die Macht an sich, oder fremde Eroberer zerstörten die nationale Selbstständigkeit, welche nur die Adelsherrschaften von Genua und Venedig bewahrten, aber unter dem Namen der Freiheit die schändlichste Tyrannei über das Volk ausübten.

Die Geschichte der freien Städte in Deutschland bietet bis auf die neueste Zeit keine Erscheinungen dar, denen wir uns mit Wärme und Liebe zuwenden können; in der Schweiz war heimischer Druck, kantonale Eifersucht, Bürgerkrieg und innere Zerrissenheit zeither das, was man die eidgenössische Freiheit zu nennen pflegte. In Holland mußte die Republik bei jeder drohenden äußeren Gefahr durch monarchische Einrichtungen gestützt werden; die Versuche zur Abschaffung der königlichen Würde in England und Frankreich nahmen ein sehr klägliches Ende, und nur Nordamerika macht von allen seinen Schwesterrepubliken in diesem weiten Welttheile eine vortheilhafte Ausnahme: es zeigt uns einen aufblühenden Staat unter freiheitlichen Formen. Aber wie himmelweit sind die dortigen Verhältnisse von den unsrigen verschieden. Auf einer Bodenfläche, größer als das Festland von Europa, bewegt sich eine Bevölkerung, die nicht viel zahlreicher als die Hälfte der deutschen ist, und diese spärlichen Hände müssen alle ihre Kräfte darauf verwenden, sich einen überschwenglich fruchtbaren, aber großentheils noch ganz unbebauten Boden unterwürfig zu machen und alle diese tausend Hilfsmittel der Cultur hervorzurufen, die wir entweder bereits besitzen oder uns mit weit größerer Leichtigkeit verschaffen können. Interessen, die sich bei uns geltend gemacht haben, sind dort unbekannt; Gewohnheiten, in denen wir

seit einem Jahrtausend verknöchert sind, haben sich dort nicht festsetzen können; die Sklaverei, deren bloßer Name uns anekelt, ist in den südlichen Staaten ein beharrlich festgehaltenes Gesetz: lauter Unterschiede, die sich bei uns weder einführen noch verwischen lassen. Was das künftige Schicksal der vereinigten Staaten sein wird, wenn sie eine dichte Bevölkerung erlangen, die nach Bewältigung der Naturkräfte auf ihren Werken ausruhen und den Geist auf andere Gegenstände hinlenken kann, ist heute noch gar nicht vorauszusehen, keines Falls aber von daher das Muster zu entlehnen, das sich bei uns vollständig nachahmen läßt. Die Vergangenheit ist der Schlüssel der Zukunft; aus dem, was war, können wir vorhersagen, was kommen wird, dürfen uns aber unter allen Umständen nicht verhehlen, daß da, wo Menschen dicht gedrängt nebeneinander wohnen, die zarteste Beachtung gegenseitiger Rechte, die bereitwilligste Erfüllung gegenseitiger Pflichten dazu erforderlich ist, wenn Reibungen und harter Anstoß vermieden werden sollen. Je freier die Verfassung ist, je weniger uns äußere Strenge bindet, um so mehr muß alles Gute aus inneren Antrieben hervorgehen und das Gesetz ein Ansehen gewinnen, womit wir zeither Personen zu bekleiden pflegten. Dem Zwange des Polizeistaats, der jede eigenthümliche Regung lähmte, Alles anordnete und die Handlungen jedes Einzelnen einer strengen Regel unterwarf, plötzlich entkommen, bedürfen wir Alle einer langen Schule, um uns auf dem Boden der Freiheit zurechtzufinden, die entfesselten Kräfte würdig zu gebrauchen, und jene erhabenen Tugenden der Selbstaufopferung, der Seelengröße, der Einfachheit in Sitte und Lebensweise, der Uneigennützigkeit, der strengen Rechtlichkeit uns anzueignen, welche jeden Einzelnen zu einem würdigen Gesetzgeber seiner Handlungen machen.

Die bürgerliche Gesellschaft will sich auf neuen Grundlagen erbauen, die schwer zu finden sind und mit Besonnenheit und Weisheit aufgesucht werden müssen. Gefährlich ist es, mit der Vergangenheit gänzlich zu brechen, ehe der Grund für die Zukunft gewonnen ist und leicht das Zurückfallen in finstere Abgründe, wenn wir ohne Ueberlegung nach ungebahnten Höhen streben.

Frankreich glaubte, durch seine erste Revolution belehrt, jetzt leichter den Weg zum rechten Ziele zu finden und die Klippen vermeiden zu können, an denen seine früheren Bestrebungen scheiterten; aber es hat sich bitter getäuscht, und wir werden es auf dem kurzen Wege, den die Republik seitdem gemacht, auf einen Standpunkt gerathen sehen, wo die bürgerliche Freiheit weit mehr beschränkt, die Lasten des Volks weit mehr erhöht, die Wohlfahrt des Landes weit ärger blosgestellt ist, als dies je unter der königlichen Herrschaft der Fall war.

Wenn Göthe sagt:

„Wo Eigensinn bei Dummheit ficht,
„Ist mit Verstand nichts ausgericht't."

so läßt sich ihm gewiß nicht widersprechen; wir aber glauben, daß die Mehrzahl des deutschen Volkes verständig genug ist, um die Lehren der Geschichte und die Erfahrungen, die es um und neben sich machen kann, weise zu benutzen und den Weg zur Freiheit fest und entschieden, aber ohne unbedachtes Ueberstürzen verfolgen wird.

Die provisorische Regierung bis zur Eröffnung der Nationalversammlung.

Die nächste Aufgabe der an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten getretenen Männer war es, die aufgeregten Wogen des Volks in der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebung wieder in der Weise zu besänftigen, daß eine geordnete Regierung möglich wurde und zugleich die Meinung von ganz Frankreich für sich zu gewinnen, um die Auflehnung einzelner Parteien und innere Kriege zu vermeiden, welche bei dem noch ungewissen Verhalten des Auslandes dem Bestehen der Republik sehr Gefahr drohend hätten werden müssen. Beides gelang über Erwarten. Die Maßregeln, welche für die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln, für die augenblickliche Unterstützung der in ihrem Erwerb gestörten Arbeiter getroffen wurden, verhüteten Aufstände, welche aus dem Drange der Noth unausbleiblich hervorgegangen sein würden, und gaben der Regierung

Kraft, die gesetzlosen Angriffe verbrecherischer Horden zu bewältigen, die sich in der Umgebung von Paris gegen das Eigenthum des Staats und der einzelnen Bürger richteten. Dem Zerstören von Eisenbahnen und Fabriken, dem Plündern von Dörfern, der Brandstiftung wurde rasch Einhalt gethan; man ergriff die Uebelthäter und überlieferte sie den Gerichten, welche strenge Strafen aussprachen und dadurch das Verbrechen einschüchterten. Es muß hierbei rühmend bemerkt werden, daß der Gang der Gerechtigkeit in keiner Weise unterbrochen wurde und diese in so ungestörter Thätigkeit blieb, als ob keine Revolution das Land erst eben erschüttert hätte. Wenn in dieser Beziehung der Zustand in Deutschland weit mangelhafter ward und unsere Strafrechtspflege eine Nachsicht und Schwäche bewies, welche das Verbrechen ermuthigte, so suchen wir den Grund hierfür in dem Mangel an Schwurgerichten, welche in Frankreich der richterlichen Würde eine Kraft verleihen, die unseren von der Stimme des Volks nicht unterstützten Behörden zur Zeit noch fehlt.

Die Befürchtung, daß der von der Hauptstadt eigenmächtig gethane Schritt in den Provinzen mißbilligt werden könnte, verschwand sehr bald. Die Herrschaft Ludwig Philipp's hatte nirgends im Lande Wurzeln geschlagen; man vernahm die Kunde von ihrem raschen Fall mit Erstaunen und Verwunderung, aber nirgends regte sich ein Arm zu Gunsten einer Macht, die dem äußern Anscheine nach so wohlbegründet in Wahrheit aber von allen Sympathieen so gänzlich verlassen war, daß man dieses Ereigniß nur als eine überraschende Neuigkeit hinnahm.

Die Partei des älteren bourbonischen Zweiges, durch die Ereignisse überrascht, fühlte sich viel zu schwach, eine Bewegung in ihrem Sinne zu Stande zu bringen, und der wahnsinnige Versuch einiger jungen Tollköpfe, Heinrich V. als König von Frankreich auf den Straßen von Paris auszurufen, erregte nur die heitere Laune des Volks, das mit Spott und Gelächter die Unglücklichen verfolgte, ohne sie dieserhalb zur Rechenschaft zu ziehen. Selbst alle diejenigen, denen die Republik sehr ungelegen kam, betrachteten die neue Ordnung der Dinge

als ein unvermeidliches Uebel, das man, ohne eine sauere Miene zu zeigen, hinnehmen müsse. Viele, obgleich sie die Monarchie geheim im Herzen trugen, schlossen sich der eingesetzten Regierungsgewalt dennoch mit aufrichtiger Gesinnung an; sie gaben sich noch einmal zu dem Wagniß her, diese Staatsform in Frankreich und zwar in einer Weise einzuführen, welche ihr einen friedlichen Fortbestand sicherte und den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft sich anpassen ließe; sie drängten sich schon um deshalb geschäftig herbei, damit nicht das ganze Gewicht der Macht ausschließlich den Männern anheim fiele, welche der äußersten Richtung angehörten und die Dinge auf eine Spitze zu treiben gedachten, welche eine völlige Auflösung alles Bestehenden zum Zweck hatte.

Andere verfuhren hierbei nicht ohne den Hintergedanken, daß die Republik sich sehr bald selbst zu Grunde richten und die Nation wieder dahin gelangen werde, sich, wenn gleich auf Umwegen, der Monarchie zu nähern.

In Millionen Herzen, und zumal in denen der Jugend, entzündete die Idee einer reinvolksherrlichen Regierung eine Kraft der Begeisterung, welche dieser Staatsumwälzung den Sieg verbürgte, zu deren Vertheidigung sich überdies alle Arme der arbeitenden Klassen erhoben, die ein neues Zeitalter der Wohlfahrt vor ihren trunkenen Blicken aufgehen sahen und ohne Mühe und anstrengende Arbeit in einen Zustand behaglichen Lebensgenusses versetzt zu werden hofften. Selbst die katholische Geistlichkeit, welche einen hartnäckigen Kampf gegen Ludwig Philipp geführt hatte, streckte ihre Waffen vor dem Machtgebot der Republik; sie gedachte mit Entsetzen der Tage, in welchen ihr Widerstand die Zertrümmerung der Altäre, die Verjagung der Priester zur Folge gehabt hatte, und suchte durch nachgiebiges Eingehen in das allgemein ausgesprochene Verlangen eine Wiederholung solcher harten Schläge von ihrem Haupte abzuwenden. Hatte doch Pater Ventura schon vorher in Rom von der Kanzel verkündigt: „die Kirche werde sich, von den Thronen verrathen, an die Demokratie wenden; sie werde diese wilde Heldin taufen, wie sie

die Barbaren getauft habe; sie werde sie christlich machen, ihrer Stirn den Stempel der göttlichen Weihe aufdrücken und zu ihr sagen: herrsche und sie wird herrschen!“

Wohl bedürfte der Kampf um die höchsten Güter des Lebens der himmlischen Weihe, damit nicht der Adel der Gesinnung durch niedere Leidenschaften verunstaltet werde. Die französische Geistlichkeit machte Anstrengungen, sich einen Einfluß auf die Bewegung der Geister zu verschaffen, und namentlich versuchte der Dominikanermönch Lacordaire, der größte Kanzelredner in Paris, eine Stellung, der Venturas ähnlich, einzunehmen, doch hat bis jetzt die Stimme der Kirche sich in dem Lärm der streitenden Parteien nur wenig Gehör verschafft. Dagegen fand die Ansprache der provisorischen Regierung einen lauten Wiederhall in allen Provinzen des Landes; jede Post brachte nach Paris die Nachricht von der Anerkennung der Republik; die Bürger, die Behörden, das Heer, die Seemacht boten der Regierung ihre Unterstützung an und, jeder Besorgniß in der Hinsicht überhoben, konnte diese ihre Bahn zuversichtlicher verfolgen. Die Geschäfte wurden unter die Mitglieder in der Art vertheilt, daß Lamartine die auswärtigen Angelegenheiten, Cremieux die Gerechtigkeit, Ledru-Rollin das Innere, Arago das Seewesen, Marie die öffentlichen Arbeiten, Ludwig Blanc die besonderen Angelegenheiten der arbeitenden Klassen übernahm.

Die Finanzen hatte man dem Bankier Goudchaux übertragen, doch zog sich derselbe sehr bald wieder zurück, da er sich nicht zu den kühnen Schritten entschließen konnte, welche die Regierung zu thun gedachte. Garnier-Pagès nahm seine Stelle ein und wurde als Maire (Bürgermeister) von Paris, wozu er ernannt worden, durch Armand Marrast ersetzt. Den öffentlichen Unterricht hatte man Carnot übertragen, das Kriegsministerium dem General Subervic, den aber die schlaff gewordene Disciplin im Heere, bei deren Herstellung er sich mannigfach verhindert sah, von diesem Posten bald vertrieb. Kein General wollte, bevor nicht Paris eine starke Besatzung erhielt, seinen Platz einnehmen, und so erblickten wir die seltsame Erscheinung, daß

Arago, der Naturforscher und Astronom, Minister des Krieges wurde. Die Handelsangelegenheiten hatte Bethmont übernommen.

Einen übereinstimmenden Gang der neuen Regierung verhinderte die Verschiedenheit in den Meinungen der einzelnen Glieder. Den erhabensten Anlauf nahm Lamartine; in seiner reinen, dichterischen Seele strahlte die Republik in einer Glorie, die alles Niedere, alles Gemeine ausschloß; er wollte eine Religion der Liebe, der Poesie begründen, alle Menschen, alle Völker durch die Bande der Brüderlichkeit vereinigen und von innen heraus alle Schwierigkeiten der äußeren Lage besiegen. Eine Gesinnung sollte herrschend werden, die jeder Selbstaufopferung fähig und eben darum im Stande wäre, alle Ansprüche zu versöhnen. Er fügte den Losungsworten der ersten Republik: Freiheit und Gleichheit, das der Brüderlichkeit hinzu, und wäre das Menschengeschlecht fähig, seine Vorstellungen in ihrer ganzen Größe zu erfassen, so würde eine äußere zwingende Gewalt, eine starke Regierung nicht ferner ein Bedürfniß sein. Auf dieser Höhe steht leider unser Geschlecht noch nicht, und daher rühren die Mißgriffe, welche Lamartine beging. Das Volk entsprach nicht dem Bilde, das er von ihm in seiner Seele trug.

Ledru-Rollin war der Mann der Gewalt, der eigentliche Vertreter der sogenannten rothen Republik, der seine Vorbilder aus dem Jahre 1793 entlehnte. Was er als Volkswohlfahrt erachtete, sollte durch Zwang zur Geltung gebracht werden; bei ihm war nicht von der Gerechtigkeit für Alle, sondern von der Herrschaft einer Partei die Rede, und seinen Ansichten neigte sich Flocon zu. Ludwig Blanc war Sozialist mit starker kommunistischer Färbung. Seinen Lehren zufolge soll nämlich die gemeinschaftliche Arbeit und der gleichmäßig zu vertheilende Ertrag derselben jedem Einzelnen die Mittel des Unterhalts verbürgen und die Gesellschaft keine Arbeitskraft unbenutzt und unbelohnt lassen. Wenn er nicht, wie der starre Communismus, jedes gesonderte Eigenthum, die Ehe, den Bestand der Familie verwarf und auf gleiche Gütertheilung drang, so erlaubten seine Grundsätze doch bereits starke Eingriffe in das Besitzrecht

und er sprach dem Staate das Recht der Enteignung in einem Umfange zu, dessen Grenzen immer willkürlicher ausgedehnt werden konnten, und zuletzt auf dasselbe Ziel hinauslaufen mußten, welches der Communismus verfolgt. Wenn erst das Eigenthum von Gesellschaften, wie z. B. die Eisenbahnen, wenn, wie er vorschlug, alle Fabriken und größeren gewerblichen Anstalten vom Staate an sich gerissen werden konnten, so hatten Gebäude, Bodenbesitz und jedes andere Eigenthum keine fernere Bürgschaft für sich. So wünschenswerth es immerhin wäre, wenn alle Menschen sich einer gleichmäßigen Wohlfahrt erfreuten, so widerspricht der Möglichkeit eines solchen Zustandes doch eben sowohl die Erfahrung als die Natur unseres Geschlechts. Nie hat eine solche Ordnung der Dinge Platz gegriffen, oder sich dauernd erhalten, wo sie versucht wurde. Der Mensch, von tausend Bedürfnissen umringt, ist bei Befriedigung derselben auf einen gesonderten Besitz angewiesen; er bedarf einer, für seine Lebensweise, Beschäftigung und das Clima, das er bewohnt, berechnete Bekleidung, einer durch seine besondere Körperlichkeit bedingten Ernährung, die Jedem nach seiner Weise zusagt; er will abgesondert wohnen. Ueberdies will er die Frucht der eigenen Thätigkeit genießen, und das persönliche Bedürfniß war es, welches ihn zu allen Entdeckungen und Erfindungen anspornte, wodurch er sich die Natur unterwürfig machte und die Kreise seines Wissens nach allen Seiten hin ausdehnte. Wo ist endlich die Regierung eines zahlreichen Volkes im Stande, die Kräfte, Anlagen und Fähigkeiten jedes einzelnen Bürgers so vollständig zu beurtheilen, um jeder Thätigkeit die angemessenste Verwendung zu verschaffen, Jeden nach seinem wirklichen Verdienste zu belohnen und sich bei diesem Geschäfte frei von Parteilichkeit und Selbstsucht zu halten? Wer würde wohl ferner mit Anstrengung arbeiten und sinnen und schaffen, um Großes zu leisten, wenn ihm hierdurch kein besonderer Vortheil erwüchse und sein Wirken nur dem allgemeinen Schatze zu gut käme. Wir können diese Betrachtungen, die, je länger der Blick darauf verweilt, immer neue Gesichtspunkte darbieten, hier nicht erschöpfen, aber das Unhaltbare solcher Lehrsätze muß

Jedem klar werden, der sie einem verständigen Nachdenken unterwirft. Im Schooße der Regierung war es Albert, der die Ansichten Ludwig Blancs vornämlich beförderte. Aus ihnen ging die Schöpfung der Nationalwerkstätten am 7. März hervor, welche sehr bald alle vorhin angedeuteten nachtheiligen Folgen entwickelten. Der am 25. Februar ausgesprochene Grundsatz: daß der Staat den Unterhalt jedes Bürgers durch Arbeit zu bewirken habe, war die Grundlage dieser Anstalten. Die Erschütterungen der Revolution, welche eine Lähmung in allen Gewerben herbeiführte, machte tausende von Händen brodlos, und diese nahmen nun ihre Zuflucht in die Nationalwerkstätten. Arbeiter, welche zeither den allerverschiedensten Gewerben angehört und sich für diese ausgebildet hatten; Leute, welche mit Anfertigung der feinsten Luxusgegenstände beschäftigt gewesen waren, selbst Künstler und Schriftsteller meldeten sich um Beschäftigung. Wo sollte für alle diese die Anstellung nach Maßgabe ihres Berufs? wo sollten Rohstoffe zur Verarbeitung, Werkzeuge, wie sie gebraucht wurden, und vor Allem der Absatz der gefertigten Waaren herkommen? Bei der Unmöglichkeit Alles dessen gab man den Leuten die Hacke und Schaufel in die Hand, Werkzeuge, die ihnen völlig fremd waren, und stellte sie bei Erdarbeiten an. Da sie hierzu weder Lust noch Geschick hatten, auch nicht Gelegenheit genug vorhanden war und ganz zwecklose Arbeiten vorgenommen werden mußten, um nur, wie man zu sagen pflegt, dem Kinde einen Namen zu geben, so gingen die Meisten gänzlich müßig. Es wurden politische Gespräche geführt, Reden gehalten, Zeitungen gelesen und die reichsten Arbeitskräfte nutzlos vergeudet. Lüderliches, verbrecherisches Gesindel schlich sich zahlreich ein, verdarb auch diejenigen, welche in der redlichen Absicht, sich nützlich zu machen, erschienen waren, und eine unordentliche, üppige, verschwenderische Verwaltung, welche sich auf Kosten des Landes bereicherte, vermehrte die vorhandenen Uebelstände. Nur die Schneider hatte man zweckmäßig mit Anfertigung von Uniformen beschäftigt; da aber die Arbeit nicht stückweise bezahlt wurde, sondern Jeder gleichviel Lohn erhielt, so versanken die fleißigen und geschickten Arbei-

ter gleich den Andern in Müßiggang, wodurch diese Uniformen dreimal theurer zu stehen kamen, als wenn sie an freie Arbeiter verdungen worden wären. Auf solche Weise wurden täglich 172,000 Franken geradehin weggeworfen; das Land, welches sich nicht zu Gunsten aller Müßiggänger von Paris besteuern lassen wollte, fing an zu murren, und zwar um so mehr, als diese Werkstätten ein Heerd der Empörung wurden, welcher die Ruhe der Hauptstadt unaufhörlich bedrohte und dem Aufkommen der Gewerbthätigkeit und des Handels geradehin entgegen war. Angesichts dieses trostlosen Ergebnisses wurden von einem Ausschusse im Palast Luxemburg pomphaft angekündigte Berathungen über die Organisation der Arbeit gepflogen, welche, weit entfernt, den Schlüssel dieses dunkeln Räthsels zu finden, nur zu unfruchtbaren Verhandlungen führten.

Hiermit haben wir eine und zwar die allerunseligste Richtung der provisorischen Regierung gezeichnet, diejenige, welche auf Abwege und später zu dem Sturz der Männer führte, in deren Hände die Februartage die Geschicke Frankreichs gespielt hatten.

Edler war der Weg, den Lamartine einschlug, dessen Worte sich wie Oehl über die aufgeregten Wogen der Revolution ergossen und sie besänftigten.

Das Sinnbild der Gewalt, die rothe Fahne, hatten die Arbeiter selbst auf dem Stadthause entfaltet, aber sie verschwand vor dem Hauch aus Lamartine's Munde. „Die dreifarbige Fahne," rief er, „die unsere Väter trugen, hat die Runde um die Welt gemacht, während die mit dem Blute des Volkes geröthete Fahne nur den Umkreis des Märzfeldes beschrieb. Das französische Volk ist berufen, durch die Ueberlegenheit seines Geistes die Welt zu besiegen, allen Völkern auf der Bahn der Gesittung voranzuschreiten und sie durch ein leuchtendes Vorbild unwiderstehlich mit sich fortzureißen; es bedarf der rohen Gewalt nicht ferner."

An das Heer, welches bei dem Siege des Bürgerthums in Paris vielfach verletzt worden war und ein Mißvergnügen äußerte, welches Viele zum Verlassen der Fahne trieb, wurde eine Ansprache gerichtet, die alle Saiten in den Herzen der Krieger erbeben ließ. Die

Worte: Ruhm, Ehre, Vaterlandsliebe, hatten in Lamartine's Munde eine unwiderstehliche Gewalt und führten die Soldaten zu ihrer Pflicht zurück, doch wurde das Verhältniß wieder getrübt, als die Regierung die Errichtung einer beweglichen Garde von 24 Bataillonen anordnete, die aus den jugendlichen Kämpfern der Februartage zusammengesetzt wurde. Der dreifach höhere Sold, die bessere Bekleidung, die zugestandene Wahl der Offiziere verletzte die Eifersucht des stehenden Heeres, doch ließ sich von anderer Seite diese Maßregel rechtfertigen. Die Regierung machte dadurch gerade die gefährlichsten Elemente der pariser Bevölkerung der eingeführten Ordnung dienstbar, und verschaffte sich zu einer Zeit, wo die Hauptstadt keine Besatzung hatte und die bewaffnete Polizeimannschaft aufgelöst worden war, eine ergebene schlagfertige Macht, die ihre Anhänglichkeit später kräftig bethätigte.

Diese und mehrere ähnliche Verfügungen, welche eigentlich wohl dem Gebiete der inneren Verwaltung angehören, dürfen wir immerhin dem Einflusse Lamartine's zuschreiben. Dem Auslande gegenüber bezeichnete er durch sein Rundschreiben vom 4. März an alle französische Gesandten die Stellung, welche Frankreich einzunehmen entschlossen war. Diese Urkunde, welche so sehr von dem Styl diplomatischer Schriften abweicht, ist in der edelsten Sprache abgefaßt und gleichsam eine Umschreibung der drei Worte: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Lamartine sagt sich darin von den Verträgen des Jahres 1815 los, aber er entsagt zugleich jedem Gedanken an Eroberung, und bietet nur jedem Volke, das die Fesseln der Knechtschaft zu sprengen beabsichtigt, die Hilfe Frankreichs an. Verscheuchten seine Erklärungen nicht alle Befürchtungen der Regierungen, so wurden sie doch von den Völkern mit großer Befriedigung vernommen, die dadurch zu raschem Vorgehen ermuthigt wurden. In alle Zweige des Staatslebens griff die provisorische Regierung ein: die Abschaffung der Adelstitel, der Todesstrafe für politische Vergehungen, sowie der Sklaverei der Neger, die Aufhebung der Pairs- und der Deputirtenkammer, die Vorbereitungen zur Verbesserung des Schulwesens gehörten unter die

ersten Gegenstände ihrer Thätigkeit. Zugleich vernahm sie beständig die Stimme des Volks durch nur zu häufige Abordnungen, welche alle Stände, Körperschaften und die fremden Nationalitäten an sie abschickten. Meist war es Lamartine, der diese Gelegenheiten benutzte, die Grundsätze der Revolution in ihrem schönsten Lichte zu entfalten; auch dienten öffentliche Feste dazu, das Volk in froher hoffnungsreicher Stimmung zu erhalten.

Am 4. März wurden die Wahlen für die zu berufende Nationalversammlung ausgeschrieben. Die Volksvertreter sollten am 9. April von allen Franzosen, die das 21. Jahr erreicht hatten, gewählt und jeder unbescholtene Mann von 25 Jahren wählbar sein, die Versammlung aber am 20. April zusammentreten.

Sehr abweichend von Lamartines, auf Versöhnung aller Interessen, auf brüderliches Zusammenwirken aller Parteien hinzielenden Bestrebungen war die Stellung, welche Ledru-Rollin in der Regierung einnahm. Die Freundschaft, welche Lamartine ihm fortwährend bewahrte, hatte wohl mehr den Zweck, diesen Führer einer mächtigen und einflußreichen Partei lieber an seiner Seite zu behalten, als ihn sich gegenüber zu sehen; auch glaubte er, die Energie dieses Mannes bei wichtigen Vorgängen nicht entbehren zu können. Wir halten dieses Vermitteln zwischen unverträglichen Grundsätzen für Lamartine's schwächste Seite, und offenbar hat sie ihn später um den Einfluß gebracht, den er selbstständig leichter bewahrt hätte.

Ledru-Rollin zeigte das Streben nach willkürlicher Gewalt, als er Regierungsbevollmächtigte in alle Departements schickte, welche die Verkündiger seiner Grundsätze, die Träger seiner Macht und die Vollstrecker seiner Befehle werden sollten. Die Anweisung für ihr Verhalten, welche er ihnen am 12. März ertheilte, war in einer Sprache abgefaßt, wie sie Frankreich nur unter dem Despotismus des Convents kennen gelernt hatte. Mit unbedingter Vollmacht und ohne andere Verantwortlichkeit, als gegen ihren Machtgeber, sollten diese Männer in Alles eingreifen, Beamte ab- und einsetzen, die bewaffnete Macht nach eigenem Ermessen verwenden und auf die Wahlen einen Einfluß ausüben, der die

Freiheit derselben noch weit mehr, als zur Zeit der königlichen Herrschaft, gefährdete. Dazu hatte er bei der Ernennung dieser Satrapen noch die unverantwortlichsten Fehlgriffe gethan, Leute ohne Einsicht, die in den Provinzen verhaßt waren, ja sogar einen entlassenen Galeerensträfling für so wichtige Aemter bestimmt, und nur mitunter geeignete Wahlen ergriffen, die er noch dazu durch andere zu ersetzen strebte.

Ein Schrei des Unwillens erhob sich durch ganz Frankreich; es kam zu offenem Widerstande, und das Vertrauen stellte sich nur nothdürftig wieder her, als die Regierung das Verfahren ihres Amtsgenossen offen mißbilligte.

Auch in Paris fingen die besitzenden Klassen an, bedenklich zu werden; der Zustand der Nationalwerkstätten, viele Finanzmaßregeln, auf die wir später zu sprechen kommen, und die ungemeine Vermehrung der Nationalgarde, in welche alle waffenfähigen Bewohner von Paris aufgenommen worden waren, erregten Mißvergnügen. Die alte Nationalgarde, welche das Gelingen der Revolution vornämlich entschieden hatte, fühlte sich gekränkt, und als die aus den wohlhabendsten Bürgern aller Stadtbezirke zusammengesetzten Grenadier- und Voltigeurcompagnieen, welche sich durch glänzendere Uniformirung auszeichneten, aufgelöst werden sollten, ergriffen sie diese Veranlassung — weniger, wie man glaubte, um dieser geringfügigen Ursache selbst willen, als um sich der Regierung gegenüber geltend zu machen — gegen diese Maßregel Einsprache zu erheben.

Am 16. März zogen mehr als 30,000 Nationalgardisten unbewaffnet gegen das Stadthaus, um die Rücknahme der vorangezeigten Maßregel zu verlangen; allein die Sache hatte Aufsehen gemacht, das Volk wogte in allen Straßen, verhöhnte die Gardisten, versperrte vielen Abtheilungen den Weg, und auch die, welche zum Stadthause gelangten, richteten bei der Regierung nichts aus, zu deren Schutz sich die Zöglinge der polytechnischen Schule bewaffneten und zahlreiche Arbeiterhaufen herbeiströmten.

Um der provisorischen Regierung zu zeigen, auf welchen Schutz sie vom Volke bei Wahrung seiner Frei-

heit zu rechnen habe, erschienen folgenden Tages zahllose Massen, die auf 200,000 Menschen angegeben werden, vor dem Stadthause und seinen Umgebungen, aber sie blieben bei dieser Kundgebung nicht stehen, sondern forderten die Hinausschiebung der Wahlen zur Nationalversammlung, von der man sich für die Fortbildung der Republik wenig versprach. Diesem Verlangen, welches am nächsten Tage wiederholt wurde, war die Regierung acht Tage später schwach genug nachzugeben und den Zeitpunkt der Wahl auf den 23. April, der Eröffnung der Versammlung aber auf den 4. Mai anzusetzen. Die radikale Partei hoffte durch diese Zögerung Zeit zu gewinnen, auf die Wahlen einzuwirken, was besonders im Interesse derjenigen lag, die erst später den Schauplatz der Begebenheiten betraten. Die Regierung hatte allen, politischer Vergehen wegen, Verhafteten die Freiheit wiedergegeben, unter diesen auch den Männern des 12. Mai 1839. Barbès, Blanqui hatten kaum das Gefängniß verlassen, als sie mit ihren Meinungsgenossen Sobrier, Raspail und Anderen nach dem Besitz der Macht rangen, die zu einer Zeit vertheilt worden war, wo sie hinter Schloß und Riegel saßen.

Die äußersten Parteien traten in Clubs zusammen, welche sich theils zu den Grundsätzen der sogenannten rothen Republik, theils zu den Lehren des Sozialismus oder des Communismus bekannten. Alle hofften durch den Aufstand zur Macht zu gelangen und standen mit einzelnen Mitgliedern der Regierung in Beziehungen, wodurch es ihnen allein möglich werden konnte, eine Art Gewaltherrschaft zu organisiren, die über Beamte und bewaffnete Schaaren gebot. Sie hatten zwölf Ausschüsse unter Schrecken einflößenden Benennungen gebildet, wie die Fresser, die Geier, die Vehmrichter, die Schanzgräber des Todes, deren Anführer der Rippenbrecher, der Haifischkopf, das Rohleder, der Kapuzinerbart u. s. w. hießen, um eine beständige Unruhe in der Hauptstadt zu erhalten und die Vorbereitungen zu einem gelegentlichen Schlage zu treffen. In den Nationalwerkstätten hatten sie ihre Verbündeten und ihr Heerlager, aber auch über die Grenzen Frankreichs hinaus sollte die Brandfackel geschleudert werden.

Die Bewegungen in Deutschland waren für die Männer der Gewalt noch nicht entscheidend genug; sie hielten sich noch zu sehr innerhalb der gesetzlichen Schranken. Noch weniger sagte ihnen die Ruhe in Belgien zu, und ebenso sollte gegen Italien hingewirkt werden. In diesem Sinne wurde zur Bildung von Freischaaren ermuntert, welche am 25. u. 29 März. zu dem fehlgeschlagenen Zuge nach Belgien, dem bekannten Unternehmen von Risquons-tout (wagen wir Alles), zu dem eben so mißglückten Einfall in Savoyen in den Tagen vom 2. bis 4. April und zu dem Herweghschen Einbruch in Baden Mitte Aprils führten, die sämmtlich im Geheimen von Ledru-Rollin unterstützt wurden. Noch schmerzlicher, als das Mißglücken dieser nach außen geführten Schläge, war für die unruhigen Köpfe die Stimmung in den französischen Provinzen. Ungeachtet des Einflusses, welchen der Minister des Innern, welchen die Clubs durch ihre Sendlinge auf die Wahlen auszuüben trachteten, war zu besorgen, daß diese in gemäßigtem Sinne ausfallen würden. Ledru-Rollin war wüthend und in einem Maueranschlage, bei dessen Abfassung er sich der Feder der unter dem Namen Georg Sand bekannten emanzipirten Madame Dudevant bediente, erklärte er am 15. April, daß, wenn die Wahlen nicht im Sinne der radikalen Partei ausfielen, das Volk noch einmal seine Rechte auf den Barrikaden erkämpfen müsse. War es ein Wunder, wenn solche Blitze, aus der Hand eines Mitglieds der Regierung selbst geschleudert, zündeten und schon am folgenden Tage eine Bewegung ausbrach, die unfehlbar eine neue Revolution zur Folge gehabt haben würde, wenn nicht Lamartine die Nationalgarde zu den Waffen gerufen und diese, rasch und zahlreich versammelt, eine so kräftige Haltung angenommen hätte, daß die Clubs und ihr Anhang zurückgeschreckt wurden. Bei dieser Veranlassung fühlte das Bürgerthum zum ersten Mal wieder sein Uebergewicht, und es hat sich dasselbe seitdem nicht mehr entreißen lassen; aber der friedliche Gang, den die Nation bei ihrer Entwickelung hätte nehmen können, war damit verlassen worden; die Brüderlichkeit, die Lamartine predigte, hatte nicht die von ihm erwartete Wirkung hervorge-

bracht, und man durfte schon damals künftigen blutigen Auftritten entgegen sehen, die sich leider noch oft wiederholen werden.

Einen nicht geringen Antheil hieran hat die Lage der französischen Finanzen. Diese wurden in einem höchst zerrütteten Zustande von der Republik übernommen und den unendlich vermehrten Ansprüchen, welche jetzt an die Staatskassen gemacht wurden, war um so schwerer zu entsprechen, da der Credit gänzlich erschüttert, der Werth jedes Eigenthums tief gesunken, Handel und Gewerbe in gänzliche Stockung gerathen waren. Die ärmeren Klassen verlangten nach Erleichterung der Steuerlast; das Heer, welches ansehnlich vermehrt wurde, erforderte einen verdoppelten Aufwand; nach allen Seiten hin sollte die Regierung den erwerblosen Arbeitern Unterstützung bieten, und dazu fehlte es an einem erfahrenen Leiter für die Finanzen, woran Frankreich nie reich gewesen ist. Garnier-Pages, der mit seinen Freunden in der Regierung der gemäßigteren Partei angehörte, griff mit unsicherer Hand in das verworrene Getriebe ein; die Abschaffung von Steuern wurde verfügt, aber die zur Deckung des Ausfalls vorgeschlagenen Maßregeln erreichten ihren Zweck nicht.

Um den Kleinhandel zu beleben, ordnete die Regierung die Errichtung von sogenannten Diskontokassen in den bedeutendsten Städten an, wozu sie 60 Millionen verwilligte, während das Doppelte dieser Summe durch Privatmittel aufgebracht werden sollte, doch fehlte es der Staatskasse an baarem Gelde, und sie konnte diese Unterstützung daher auch nur in Papieren anbieten.

Waarenhallen mit Vorschußkassen, die später eingerichtet wurden, fanden eben so wenig den erwünschten Fortgang, da es an Aussicht auf Absatz mangelte. Die Verlegenheiten der Staatskasse nöthigte zur Einstellung der Schuldentilgung, was zwar, zumal bei den besonderen hierbei obwaltenden Verhältnissen, zu deren Darlegung uns leider der Raum gebricht, sehr vernünftig war, da das zeitherige Verfahren hierbei die Finanzen von jeher benachtheiligt hätte, aber der Curs der Renten (Staatsschuldverschreibungen) wurde doch für den

Augenblick noch mehr herabgedrückt. Man erhöhte den Zinsfuß der umlaufenden Schatzscheine, um sie annehmlicher zu machen, beschränkte die Rückzahlung der Sparkassengelder — eine höchst drückende Maßregel — verhieß eine Verminderung der Angestellten, die in der That aber zur Versorgung von Angehörigen und Freunden vermehrt wurden, beschloß die Einschmelzung des königlichen Silbergeschirrs, den Verkauf von Staatswaldungen, die keine oder schlechte Käufer fanden, und forderte zu einer freiwilligen Anleihe von 100 Millionen auf, die nicht zusammengebracht wurde.

Auf die Grundsteuer wurde ein Zuschlag von 45 Centimen für jeden Franken ausgeschrieben, was noch jetzt zu blutigen Widerstand Veranlassung giebt, auch eine Besteuerung der Pfandgläubiger versucht, wodurch diese sich veranlaßt fanden, ihre Capitalien entweder zu kündigen, oder den Zinsfuß derselben zu erhöhen, und mithin die neue Last nur auf die Schultern der Pfandschuldner gewälzt wurde. Eine Luxussteuer, die gerechteste aller Abgaben in einem wohlhabenden Lande, wo ein beträchtlicher Aufwand getrieben wird, hatte bei der damaligen Lage Frankreichs nur die Wirkung, daß jeder Wohlhabende seine Einschränkungen verdoppelte und sehr viel Leute brodlos wurden. Der Plan, die Eisenbahnen den Händen der Gesellschaften zu entreißen, war nicht nur ein Eingriff in das Privat-, sondern auch in das Völkerrecht, da viele fremde, zumal englische Capitalien in diesen Unternehmungen angelegt waren, und hätte dennoch so umfassende Mittel in Anspruch genommen, wie sie der Regierung nicht zu Gebote standen.

Ein nicht geringerer Eingriff in das Recht der freien Verfügung war die erzwungene Vereinigung der Banken zu Rouen, Lyon, Havre, Lille, Toulouse, Orleans, Marseille und Bordeaux mit der Bank von Paris, um den Verlegenheiten dieser letzteren Geldanstalt abzuhelfen und sie besser zur Abhilfe der Bedürfnisse der Staatskasse zu befähigen, wodurch diese freilich über manche Schwierigkeiten hinweggehoben worden ist. Um die Lage der französischen Finanzen deutlich zu machen und die Fehler der Verwaltung derselben unter der provisorischen Regierung nachzuweisen, müßten wir ein be-

sonderes Buch schreiben. Es genügt, hier anzugeben, daß viele der von ihr getroffenen Maßregeln von der Nationalversammlung verworfen oder rückgängig gemacht werden mußten und die noch geltenden fortwährendes Mißvergnügen erregen. Wir kommen übrigens hierauf am Ende dieser Schrift nochmals zurück.

Der Ausfall der Wahlen zur Nationalversammlung, bei welchen die Clubs nur sehr wenige ihrer Anhänger hatten durchsetzen können, brachten im Schooße derselben die ungeheuerste Aufregung hervor. Vergebens hatte die Regierung die Thätigkeit dieser bedrohlichen Verbindungen durch das Verbot bewaffneter Zusammenkünfte zu lähmen, vergeblich hatte sie einen ihrer talentvollsten Führer, August Blanqui, durch Veröffentlichung aufgefundener Papiere, welche darthaten, daß er sich der gestürzten Regierung verkauft und seine Freunde verrathen habe, in der öffentlichen Meinung zu brandmarken versucht; er hatte die Stirn, diesem vernichtenden Streiche zu trotzen. Unfähig, in der Hauptstadt einen Schlag zu führen, regten die Clubs am 27. und 28. April zu Rouen und in dessen Umgebung einen gefährlichen Aufstand an, von dem sie hofften, daß er sich weiter verbreiten und den Zusammentritt der Nationalversammlung verhindern sollte. Das kräftige Einschreiten der Truppen und der Bürgerwehr machte auch diesem Unternehmen ein rasches, blutiges Ende, und die provisorische Regierung, die mit einem Akte der Begnadigung, wodurch sie die Strafe von 54 Verurtheilten milderte oder erließ, ihre Thätigkeit beendete, konnte die festbewahrte Macht in die Hände der erwählten Volksvertreter niederlegen.

Die Nationalversammlung.

Der vierte Mai war ein herrlicher Frühlingstag, und halb Paris strömte zusammen, den feierlichen Zug zu sehen, in welchem die provisorische Regierung sich um halb ein Uhr vom Vendomeplatz aus zu Fuß nach dem in dem Hofraume des Palastes Bourbon errichteten Sitzungssaale begab, da in dem Gebäude selbst

kein Raum vorhanden gewesen war, weit genug, die 900 Vertreter Frankreichs aufzunehmen.

Zwei Schwadronen berittene Nationalgarde mit ihrer Musik eröffneten den Zug; hinter ihnen und vor den Regierungsmitgliedern ritt General Courtais, Befehlshaber der Nationalgarde, mit seinem Stabe; der Regierung schlossen sich Offiziere aller Waffengattungen, die Wagen der Regierungsmitglieder und vier Schwadronen Dragoner und Uhlanen an. Begleitet von dem unaufhörlichen Rufe des Volks: „Es lebe die Republik!“ und unter dem Gesang patriotischer Lieder bewegte sich der Zug langsam vorwärts, und seine Ankunft im Sitzungssaale verkündigten 101 Kanonenschüsse von den elysäischen Feldern her. Der Altersvorsitzende, Audry de Puiraveau, ging den Ankommenden mit einer Abordnung entgegen, und die ganze Versammlung erhob sich bei ihrem Eintritte mit einem Lebehoch für die provisorische Regierung.

Der greise Dupont, Präsident der Regierung, begrüßte in einer kurzen Anrede die Versammlung, welche berufen sei, Frankreich eine republikanische Verfassung zu geben. Er betonte dieses Wort, das mit Beifall aufgenommen wurde. Nach einer Hinweisung auf die Pflicht, für die arbeitenden Klassen zu sorgen, schloß er mit dem Ausrufe: „Es lebe die Republik!“ worauf Cremieux, als Großsiegelbewahrer, im Namen der provisorischen Regierung die Sitzung als eröffnet erklärte. Die Versammelten zogen sich hierauf zur fortzusetzenden Prüfung der Vollmachten in die Abtheilungen zurück, verfuhren jedoch bei diesem Geschäfte mit vieler Nachsicht, damit es nicht an der gesetzlichen Zahl stimmberechtigter Mitglieder fehle, und erschienen um halb vier Uhr wieder im Sitzungssaale, worauf der Abgeordnete Berger im Namen des Seinedepartements den Antrag stellte: die Republik als die bleibende Staatsverfassung Frankreichs zu erklären. Niemand wagte einen Widerspruch, doch General Courtais verlangte, daß dieser Beschluß sogleich dem versammelten Volke bekannt gemacht werden solle, um die Erwartungen desselben zu befriedigen. Auch dies geschah, und mit unendlichem Jubel wurde diese Erklärung aufgenommen. Die An-

hänger der Republik hatten diese Entscheidung gleich im ersten Augenblicke herbeigeführt, um jede Verhandlung über die Form der Verfassung dadurch abzuschneiden. Jetzt war die Brücke abgebrochen, und man konnte sich nur auf dem Boden der Republik bewegen. Hatte die Versammlung hierin nachgegeben, so zeigte sie dagegen am folgenden Tage durch die Wahl ihres Vorstands, daß sie den äußersten Parteien keine ferneren Zugeständnisse machen wolle. Der Vorsitzende, Buchez, seine Stellvertreter: Recurt, General Cavaignac, Corbon, Guinard, Cormenin, Senart; die Schriftführer: Peupin, Degeorge, Felix Pyat, Lacrosse und Péan gehörten mit wenigen Ausnahmen der gemäßigten Richtung an.

Der Rechenschaftsbericht, welchen die Mitglieder der provisorischen Regierung über ihre Thätigkeit in den nächsten Sitzungen ablegten, wurde, was insbesondere die von Lamartine gegebene Darstellung betraf, mit großem Beifall, im Uebrigen wenigstens ohne ausgesprochenen Tadel hingenommen und durch die Erklärung, „daß die provisorische Regierung sich um das Vaterland wohlverdient gemacht habe," jeder Vorwurf beseitigt. Dennoch war die Nationalversammlung weder mit der Errichtung der Nationalwerkstätten, noch mit dem Zustande, in welchem sich diese befanden, aus leicht zu begreiflichen Gründen zufrieden; auch konnte sie Ledru-Rollin die ausgeübte Willkürherrschaft nicht vergessen und zu seinen Grundsätzen kein Vertrauen fassen. Einen sehr übeln Eindruck machte es daher, als Lamartine erklärte, daß er in keine Regierung eintreten werde, an der Ledru-Rollin nicht Theil nehme. Konnte auch die Versammlung diesen gefeierten Mann nicht beseitigen, so war er ihr dennoch in solcher Begleitung höchst unwillkommen, und daher kam es, daß bei der Ernennung des Regierungsausschusses Lamartine's Name erst als der vierte aus der Wahlurne hervorging. Gewählt wurden Garnier-Pages, Marie Arago, Lamartine und Ledru-Rollin. Die Frage, ob die Minister der neuen Regierung von dieser, oder von der Nationalversammlung gewählt werden sollten, wurde endlich zu Gunsten der Ersteren entschieden und Jules Bastide für das

Auswärtige, Recurt für das Innere, Cremieux für die Gerechtigkeit, Carnot für den Unterricht, Bethmont (der sein Portefeuille aber zurückwies) für die kirchlichen Angelegenheiten, Flocon für Ackerbau und Handel, Duclerc für die Finanzen, Viceadmiral Cazy für das Seewesen, und Obristlieutenant Charras vorläufig, bis General Cavaignac die ihm angebotene Stelle annahm, für den Krieg bestimmt. Marrast ward Maire, Caussidière, der ärgste Wühler, als Polizeipräfekt von Paris bestätigt.

So schwach die Männer der Clubs in der Nationalversammlung vertreten waren, ersetzte die Heftigkeit derselben ihre Zahl, und Barbés, der Vorkämpfer dieser Partei, fiel am 9. Mai die Regierung wegen der angeblichen Schlächterei von Rouen mit dem äußersten Grimme an. Man rief diesen Prediger der Empörung zur Ordnung; aber die Ordnung ist es eben, mit der sich diese Leute nie vertragen können. Daß die Ordnung befestigt werden sollte, war es gerade, was die Partei der Gesetzlosigkeit erbitterte, und sie sann daher auf Mittel, die Nationalversammlung zu stürzen. Wie in Frankfurt der Waffenstillstand von Malmö, so mußte damals in Paris die Sache Polens den Vorwand leihen, um die Sprengung der Nationalversammlung zu versuchen.

Die Zeit zur Vorbereitung schien selbst den Führern zu kurz; Blanqui insbesondere rieth zum Aufschub, doch die Schildträger drängten; das Einverständniß mit Caussidière, die erwartete Begünstigung des Generals Courtais, Verbindungen, die bis in den Schooß der Regierung reichten, ermuthigten, und so versammelten die Clubs am 15. Mai ihre Anhänger auf dem Bastillplatze, deren Schaaren sich bis zum Boulevard Martin ausdehnten. Angeblich um eine Bittschrift zu Gunsten der Wiederherstellung Polens zu überreichen, wälzte sich die wohl 30,000 Köpfe zählende Masse gegen den Sitz der Nationalversammlung. Die zum Schutze derselben dort aufgestellten drei Bataillone Bürgerwehr waren absichtlich so postirt, um dem Vordringen der Empörer nicht hinderlich sein zu können, und überdies hatte General Courtais befohlen, die Bayonette abzunehmen. Auf

solche Weise gelang es den Haufen, in den Sitzungssaal der überraschten Nationalversammlung zu gelangen, wo nun eine Scene von Tumult und bedrohlicher Gewalt sich entfaltete, wie solche am 24. Februar dort stattgefunden hatte. Barbès, Blanqui, Ludwig Blanc, Raspail bemächtigten sich der Rednerbühne, forderten augenblickliche Kriegserklärung gegen Rußland und Preußen, Gerechtigkeit für die Mordscenen in Rouen, eine Steuer von 1000 Millionen, die den Reichen aufzulegen sei, und ein Ministerium für die Arbeiter. Zuletzt erklärte Hubert, der bei allen früheren Empörungen eine Rolle gespielt hatte und jetzt Präsident eines Clubs war, die Nationalversammlung für aufgelöst, und schlug die Ernennung einer provisorischen Regierung vor. Zettel, welche die Namen der zu ernennenden Mitglieder enthalten, laufen um; man findet darauf die Communisten Peter Leroux, Proudhon Sobrier, Raspail, Thorée nebst Barbès, Blanqui, Flocon, Ludwig Blanc, Ledru-Rollin, Albert, Hubert und andere. Um diese Regierung einzusetzen, stürmen die Empörer auf das Stadthaus, aber schon hat sich ihr Anhang größtentheils verlaufen. Die Meisten waren wirklich in dem Glauben erschienen, daß es sich um die Sache der Polen handele, entfernten sich jedoch, als sie gewahr wurden, daß eine Revolution bezweckt werde. So blieben nur etwa 1200 entschlossene Aufrührer beisammen, als die Nationalgarde, die, man weiß noch nicht genau auf wessen Befehl, durch die Lärmtrommel zusammenberufen worden war, so zahlreich unter den Waffen erschien, daß die noch immer bedrängte Nationalversammlung befreit, das Stadthaus besetzt und die Verhaftung der Häupter der Empörung bewirkt werden konnte.

Durch diesen zweiten Sieg des Bürgerthums war die Ordnung gerettet, aber das moralische Ansehen der Regierung, die ohne Voraussicht und Kraft gehandelt hatte, vernichtet worden. Was sie zu ihrer Rechtfertigung vorbringen konnte, befriedigte nicht, und namentlich blieb der Verdacht der geheimen Begünstigung nicht ohne Grund auf Ledru-Rollin haften. Der Prozeß, welcher gegen die Schuldigen eröffnet wurde, schwebt, während wir dieses schreiben, noch, hielt aber die Ver-

hafteten nicht ab, mit ihren Freunden in Verbindung zu bleiben und von dem Gefängniß aus ein neues Complot zu schmieden, welches sie nicht nur aus dem Gefängniß befreien, sondern zugleich an die Spitze der Regierung bringen sollte. Wer es irgend vermochte, suchte seine Hände rein zu waschen; nur Ludwig Blanc war so arg bloßgestellt, daß die Gerichte gegen dieses Mitglied der Nationalversammlung verfahren zu müssen glaubten und die Genehmigung zu seiner Verhaftung nachsuchten. Allein die Regierung nahm ihn in Schutz; man hatte seine Geständnisse zu fürchten und die Versammlung gab nach. Zum Befehlshaber der Nationalgarde wurde Clement Thomas, zum Polizeipräfekten Trouvé'-Chauvel ernannt, die Auflösung aller ungesetzlichen bewaffneten Korps in der Hauptstadt verfügt, die Thätigkeit der Clubs, wenn gleich auf unzureichende Weise, beschränkt, und so die Erhaltung des innern Friedens erwartet. Auf die erste Kunde von den in Paris ausgebrochenen Unruhen waren Nationalgarden aus vielen Städten Frankreichs nach Paris geeilt; die Provinzen fühlten die Nothwendigkeit, sich von der Vormundschaft der Hauptstadt zu befreien und nicht das ganze Schicksal des Landes von dem Ausgange jedes Kampfes in Paris abhängig zu machen; eine Ansicht, die seitdem nur noch tiefere Wurzeln geschlagen hat, und eine Umwälzung aller Verhältnisse in Frankreich vorbereitet.

Die Regierung fühlte sich stark genug, das große Nationalfest, welches bald nach der Eröffnung der Nationalversammlung hatte stattfinden sollen und wozu Abordnungen aus 72 französischen Departements erschienen waren, am 21. Mai auf dem Marsfeld und den elysäischen Feldern abzuhalten. Es war ein ungeheures Schaugepränge, an dem die ganze Nationalgarde von Paris, die vieler andern Städte, das Heer, alle Gewerbe, Classen, Behörden und eine ungeheure Volkszahl Theil nahmen und welches Glanz ohne Geschmack, Lärm ohne Frohsinn, eine Vereinigung ohne Versöhnung der Gemüther zeigte. Der Eindruck war überwältigend, aber nicht nachhaltig, und dieses Geräusch verhallte, ohne sichtbare Spuren zurückzulassen; man war von allen

Seiten froh, daß der Tag ohne Störung vergangen war.

Für die Thätigkeit der Nationalversammlung bot sich durch die Verfassungsarbeiten, die Anpassung vieler Gesetze an die republikanische Staatsform und im Finanzfache ein unendliches Feld dar, auf dem sie sich anfänglich ziemlich unbeholfen bewegte. Männer der verschiedensten Ansicht, zum Theil in öffentlichen Geschäften unerfahren und durch Parteileidenschaften bewegt, fanden sich langsam in die parlamentarischen Formen und jene Disciplin, der sich eine so zahlreiche Versammlung unterwerfen muß, wenn sie das vorgesteckte Ziel nicht fortwährend aus den Augen verlieren will. Wir erblicken dieselbe Erscheinung in Deutschland; in Frankfurt, Berlin und Wien bewegen sich diese ungegliederten Körper in der nämlichen formlosen Weise und sie wird sich überall wiederholen, wo eine ganz neue Schöpfung aus ungleichartigen Elementen hervorgehen soll. Erst wenn der Plan geordnet, der tiefgehende Grund gelegt, die Arbeit vertheilt und die Hände gewandt geworden sind, läßt sich der Bau angemessen fördern.

Der Raum gestattet uns nicht, die Nationalversammlung bei ihren Berathungen Schritt vor Schritt zu begleiten; die wichtigsten Gegenstände lagen in den Händen der Abtheilungen und Ausschüsse zur Vorbereitung, auch mußte mancher Schritt zurückgethan werden, den die provisorische Regierung nicht ohne Willkür unternommen hatte. Dahin gehörte die angeordnete Absetzbarkeit der Richter, eine Maßregel, welche sich mit der Unabhängigkeit und Würde dieses Standes nicht verträgt und in keinem freien Staate stattfindet, so wie die Wiedereinführung mehrerer Abgaben, deren Erlaß entweder den ärmeren Klassen nicht zu gut kam, oder die öffentlichen Kassen in unersetzliche Verluste brachte. Die größte Sorge aber bereiteten der Versammlung die Nationalwerkstätten, welche sowohl eine nicht zu verantwortende Last des Staats, als zugleich eine schwere Gewitterwolke waren, die beständig über den Häuptern von Paris schwebte, bereit, in jedem Augenblicke ihre vernichtenden Blitze zu schleudern. Sie waren weit mehr eine schlagfertige Macht der Clubs, unter deren Einfluß

sie insgeheim eine förmlich militärische Organisation erhielten, als eine Staatsanstalt, und dringend forderte daher die Nationalversammlung deren Auflösung. Sie bewilligte zwar die von der Regierung verlangten Credite zum Unterhalt der Arbeiter, aber sie wollte, daß diese Summen nicht ferner zwecklos verschleudert würden. Die Bezahlung der Arbeiter nach dem Stückpreise, die Heimsendung derjenigen, welche nicht in Paris ansässig waren, mit einem Reisegelde, die Einstellung dienstfähiger Leute in das stehende Heer, die Beschäftigung Anderer an den Eisenbahnen sollte theils einen geordneten Haushalt bewirken, theils die Zahl der in diese Anstalten Eingeschriebenen, die sich auf 115,000 Personen belief, worunter sich über 8000 entlassene Galeerensträflinge befanden, vermindern. Die schleunige Durchführung dieser Maßregeln schien um so nöthiger, als ein Gastmahl zum Preise von 25 Centimen — zwei Neugroschen — welches in der Nähe der Befestigungen von Paris am 14. Juli 200,000 Menschen versammeln sollte, bestimmt schien, den Aufruhr bei dieser Gelegenheit losbrechen zu lassen.

Ein anderer Gegenstand der Unruhe waren die 12 Ergänzungswahlen zur Nationalversammlung, welche in Paris am 10. Juni vollzogen wurden und bei denen alle Parteien ihre Candidaten durchzubringen bemüht waren. Daß dies Allen auch wirklich gelang, war ein Beweis der tiefen Zerklüftung in den Meinungen der pariser Bevölkerung; keine Wahl schien aber bedrohlicher als die Ludwig Bonaparte's, weil sie ein Einverständniß der Kommunisten-Partei mit den Anhängern der Familie Bonaparte, die im Heere noch immer Einfluß besaßen, verrieth. Wirklich zeigten sich unter den Soldaten Sympathieen für den Neffen des Kaisers, von dem sie eine kriegerische Regierung erwarteten. Das Erscheinen Ludwig Napoleons, der sich angeblich in England, wie man aber muthmaßte, heimlich in Paris oder dessen Umgebung aufhielt, sollte für alle, im Augenblicke zum Zweck des Umsturzes vereinigten Parteien das Signal zum Losschlagen sein. Dieses aus so ungleichartigen Theilen zusammengesetzte Bündniß verhieß aber den Planen Ludwig Napoleons geringen Erfolg;

die kommunistische Partei war die bei weitem stärkere; sie würde die Früchte des Sieges unfehlbar an sich gerissen, oder doch einen, wahrscheinlich über ganz Frankreich sich verbreitenden Bürgerkrieg herbeigeführt haben; überdies war der Ausgang bei den Kräften, über welche die Regierung zu gebieten hatte, unsicher, weshalb die einsichtsvollsten Anhänger und Freunde Ludwig Napoleons ihm abriethen, den Erfolg seiner Sache von einem Straßenkampfe abhängig zu machen. Dem zu Folge verzichtete der Neffe des Kaisers auf seinen Platz in der Nationalversammlung, aber er sprach dies in einem Schreiben aus, welches nicht die Ausdrucksweise eines republikanischen Bürgers, sondern eines Thronbewerbers enthielt. Der Sturm, der hierdurch in der Nationalversammlung erregt wurde, führte diese zu dem Beschluß, in Absicht Ludwig Napoleons das Gesetz aufrecht zu erhalten, welches die Verbannung der Familie Bonaparte's verfügte. Dieser unerwartete Ausgang der Sache brachte eine ungeheure Aufregung im Volke hervor, welches sich schon seit vielen Tagen in den Umgebungen des Sitzes der Nationalversammlung geschaart hatte, um den Prinzen bei seinem Erscheinen zu begrüßen. Die Straßenaufläufe, die sich täglich wiederholten, einen immer bedrohlicheren Charakter annahmen und besonders zahlreich am Thore Saint-Martin wurden, veranlaßten die Nationalversammlung, ein strenges Gesetz gegen diesen Unfug zu schleudern. Schon die Berathung desselben steigerte die Bewegung in den Massen; als aber dasselbe am 8. Juni mit überwiegender Stimmenmehrheit angenommen und bald darauf bekannt gemacht wurde, vermehrte dasselbe nur die Uebelstände, gegen die es gerichtet war; der Auflauf wurde zahlreicher, entschlossener, widersetzlicher. Jedermann sah einen Ausbruch vorher und alle Parteien waren insgeheim thätig, den Erfolg desselben zu ihren Gunsten zu lenken. Der Herzog von Joinville war nicht ohne Anhang und dieser war thätig, die vormundschaftliche Regierung des Prinzen zu empfehlen. Dieses wirre Treiben ward selbst lächerlich, und eine Karrikatur stellte Ludwig Napoleon, auf dem kaiserlichen Adler reitend, mit der Unterschrift dar: „Ich bin der Neffe meines Oheims;“ ihm gegen-

über erschien Joinville auf dem gallischen Hahn und rief: „Ich bin der Oheim meines Neffen." Sogar die Legitimisten vertheilten Geld, um damit das Geschrei: „Es lebe Heinrich V.", zu erkaufen. Es war eine so bunt zusammengewürfelte Masse, die der Regierung gegenüber trat, daß das Volk, als es zum Kampfe kam, selbst nicht recht wußte, für wen es sich schlug. Die rothe Republik, die Communisten, Sozialisten, Bonapartisten, Orleanisten, Legitimisten und, Gott weiß, was Alles für Isten stritten in einer Linie für ihre gesonderten Zwecke, doch waren unstreitig die beiden Ersten am stärksten vertreten und am besten gerüstet. Sie besaßen schon um deshalb den mächtigsten Anhang, weil sie die nahliegendsten, die greifbarsten Vortheile anzubieten hatten; die Plünderung der Hauptstadt, eine sofortige Besteuerung aller Reichen in ganz Frankreich von 1000 Millionen, sowie die gleiche Vertheilung aller Güter, welche die Communisten in Aussicht stellten, waren ein verlockender Kampfpreis. Ihnen standen daher die Nationalwerkstätten, die sich mit naher Auflösung bedroht sahen, nebst allen den Tausenden zu Gebote, welche, durch Nahrungslosigkeit und Noth getrieben, eine wesentliche und dauernde Verbesserung ihrer Lage hofften. Welchen Werth hatte für sie ein Leben, das dem äußersten Mangel preisgegeben war, und noch dazu minderte die Aufhebung der Todesstrafe für politische Verbrechen die Furcht. Höchst merkwürdig bleibt es, wie diese verschiedenartigen Massen durch einen einheitlichen Plan zu ineinander greifenden Anstrengungen gebracht worden sind. Es läßt sich dies nur durch die Voraussetzung erklären, daß die Fäden des ganzen Complotts zuletzt in wenige Hände zusammenliefen, doch hat die nachfolgende Untersuchung das Gewebe nicht zu entwirren und bis zu seinen Ausgangspunkten vollständig zu verfolgen vermocht. Einzelne hervorragende Hände sind zwar wahrgenommen worden: Heber, Kersausie, Sobrier, Ludwig Blanc, Caussidiere sind als Häupter der Bewegung entdeckt; Cabet, Ledru-Rollin stark verdächtigt, aber der innere Zusammenhang der Sache noch immer nicht genügend aufgeklärt worden. Und dennoch war dieser so wohlgeordnet; die Pläne, welche Ludwig

Philipp zum Angriff und der Vertheidigung der Hauptstadt mehrere Jahre vorher durch erfahrene Generale hatte entwerfen lassen, befanden sich in den Händen der Leiter des Aufstandes; Niederlagen von Waffen und Schießbedarf waren auf verschiedenen Punkten zweckmäßig vertheilt; die Arbeiter in Compagnieen zu 224 Mann unter vier Zugführern und einem Lieutenant eingereicht, dem vier Abgeordnete zur Seite standen, durch welche die beständige Verbindung mit den Clubs unterhalten wurde: kurz Alles wies eine Gliederung des Unternehmens nach, wie solche nur von einer wohlgeordneten Oberbehörde geschaffen werden konnte. Dennoch hatten so umfassende Anstalten getroffen werden können, ohne daß die Regierung davon Kenntniß erhielt oder nahm, denn die Vertheidigungsanstalten, die sie angeordnet, waren höchst unzureichend. Kaum 10.000 Mann Linientruppen befanden sich in der Hauptstadt; welche Partei die bewegliche Garde ergreifen würde, war jedenfalls unsicher; diese jungen Burschen gehörten durch Abstammung, Verwandtschaft und frühere Gesinnung den Aufständischen an, die deshalb auch auf ihren Beistand rechneten, und die Erfahrung des Gegentheils kam diesen nicht weniger unerwartet, als der Regierung selbst. Die Nationalgarde, in deren Reihen man so viele besitzlose Bürger aufgenommen hatte, war großentheils unzuverlässig und woran es die Regierung besonders hatte fehlen lassen, war eine zweckmäßige Belehrung der Massen, die ihre politischen Meinungen aus aufrührerischen Flugschriften schöpften, welche sie umsonst oder äußerst wohlfeil erhielten, während die großen, besonnen geleiteten Zeitungen in Frankreich sehr kostspielig sind. So war die Lage der Dinge, als die Führer der Empörung den Arbeitern sagten: „Man will euch durch die Auflösung der Nationalwerkstätten aus Paris vertreiben und in das Elend jagen; ihr habt die Republik eingeführt, aber der Preis eures Blutes soll euch wieder entrissen werden; das Bürgerthum will, wie im Jahre 1830, die Früchte eures Sieges allein genießen; es will mehr, als damals, es will den Thron einnehmen, den ihr gestürzt, und eine aristokratische Herrschaft des Geldes begründen, der es von nun an an jedem Gegengewichte

fehlt.“ Niemand war vorhanden, welcher den Massen entgegen hielt, daß diese Darstellung falsch sei; daß nur die Mißbräuche beseitigt, die Arbeiter aber nicht hilflos gelassen werden sollten; daß nur das gesunde Wiederaufblühen des Handels, der Gewerbthätigkeit und des Ackerbaues sichere und einträgliche Beschäftigung gewähren könne; daß es bei der Rückkehr solcher Zustände weit leichter werden würde, das Loos der arbeitenden Klassen zu verbessern — ein Ziel, das keine Regierung ferner aus den Augen verlieren werde und dürfe; daß die Aufwiegler nur selbstsüchtige Pläne nährten und das Blut des Armen vergießen wollten, um sich reich und mächtig zu machen; daß das Mißlingen des Kampfes die entgegengesetzten Wirkungen hervorrufen, die Noth vermehren und die Freiheit beschränken werde.

Einseitigen Einflüsterungen hingegeben, hörten die Massen nur allein die verlockende Stimme der Verführung und standen kampfbereit, als am 23. Juni zu den Waffen gerufen wurde.

Nicht schüchtern, wie am 22. Februar, sondern gleich massenhaft, gewaltsam und auf schnelle Entscheidung hindrängend, trat der Aufstand auf, auch zersplitterte er seine Kraft nicht durch Einzelnkämpfe, die sich planlos über das weite Gebiet der Hauptstadt ausdehnten. Von vier Seiten zugleich sollte der Aufstand sich aus den Vorstädten dem Mittelpunkte der Stadt zuwälzen, die großen Plätze, die wichtigsten Gebäude in seine Gewalt bekommen, im Stadthause sich vereinigen, von da nach Gewinnung gesicherter Punkte sich Strahlen gleich ausdehnen und an den Flußdämmen der Seine hinziehend den Palast Bourbon erreichen, um die Nationalversammlung zu sprengen. Die erste Täuschung, welche die Aufrührer erfuhren, war der entschlossene Widerstand, den ihnen die bewegliche Garde entgegensetzte, die sich, aller Aufforderungen und Vorwürfe ungeachtet, von ihrer Pflicht nicht abwendig machen ließ. Die Wuth und Erbitterung, welche dadurch in den Reihen der Empörung hervorgerufen wurde, gab dem Charakter des Kampfes diesen blutigen Anstrich und erklärt die entsetzlichen Grausamkeiten, zu denen sich die Aufrührer hinreißen ließen und welche die bewegliche Garde erwiederte.

Der Eifer, den anfänglich die 1ste, 2te und 10te Legion der Nationalgarde an den Thoren Saint-Martin und Saint-Denys entfaltete, hinderte die Aufständischen, auf allen Punkten so kräftig vorzudringen, als dies in den Stadtvierteln der Fischhalle, in Sct. Anton und Sct. Jacob geschah; aber der blutige Empfang, welcher diesen Bürgerwehren zu Theil wurde, die starken Verluste, welche sie erlitten, kühlten ihren Eifer ab, und während nur etwa 4000 Mann derselben Muth und Entschlossenheit zeigten, blieben die meisten verzagt zurück; ein großer Theil schwankte über die Partei, die er ergreifen sollte, und ein anderer schloß sich offen der Empörung an. So mit Verzweiflung kämpfend, gelang es den Aufständischen, vornämlich in der östlichen Hälfte der Stadt, Fortschritte zu machen, die engen Gassen zu befestigen, den gewonnenen Boden durch furchtbare Barrikaden und Besetzung der dabei liegenden Häuser zu sichern, deren Zwischenwände durchbrochen wurden, um im Innern der Gebäude, vor Angriff gesichert, von einem Punkte zum andern gelangen zu können. Die Linientruppen, von beliebten Generalen angeführt und unter den Oberbefehl Lamoricieres gestellt, der vom Kriegsminister, General Cavaignac, seine Anweisungen erhielt, kämpften mit unbegrenzter Hingebung und drängten bis zum Abend des ersten Kampftages die Aufrührer auf mehreren Stellen zurück; aber der am nächsten Morgen erneuerte heftige Angriff derselben gab der Lage der Dinge bald wieder eine ungünstige Wendung. Die Regierung, welche so wenig zur Abwendung der Gefahr gethan, benahm sich auch in Beseitigung derselben sehr lau, und der Sieg der Empörung wäre kaum zweifelhaft gewesen, wenn nicht die Nationalversammlung, in richtiger Würdigung der Verhältnisse, die oberste Gewalt in die Hände des zu durchgreifenden Maßregeln entschlossenen Cavaignac's am 24. Juni gelegt hätte. Von da ab gewannen die Dinge rasch eine andere Gestalt; von allen Seiten wurden Truppen in beträchtlicher Anzahl nach der Hauptstadt gezogen und auf die geschickteste Weise in Thätigkeit gesetzt; Nationalgarden aus allen umliegenden, zum Theil selbst aus entfernten Städten eilten auf den Eisenbahnen in starken Massen her-

bei und traten mit seltenem Muthe in die Kampfreihen; die kräftige Verwendung der Geschütze gegen die Barrikaden und die besetzten Gebäude zerstörten die Hindernisse, welche den Sturm der Infanteriecolonnen lange aufgehalten hatten, dennoch gelang es nur nach den heftigsten Anstrengungen und einem entsetzlichen Blutvergießen, die Kirche Sct. Severin und das Pantheon, welche die stärksten Festungen der Empörung waren, in den Besitz der bewaffneten Macht zu bringen. Nachdem diese Bollwerke der Aufständischen verloren gegangen waren, die Widerstandsmittel der öffentlichen Macht sich in demselben Grade vermehrten, als die der Aufständischen abnahmen, konnten Letztere ihrer Bewältigung entgegensehen. Demungeachtet verließ sie der Muth nicht; sie wiesen die Vorschläge zur Ergebung, welche ihnen die Nationalversammlung machen ließ, mit einem Trotze zurück, den nur die Hoffnung des Sieges oder die Verzweiflung einflößen, verkauften jeden Fuß breit Boden mit Strömen von Blut und konnten erst am Morgen des fünften Kampftages und, nachdem die Vorstadt Sct. Antoine, in welche man sie eingeklemmt hatte, von allen Seiten umstellt war, zur Niederlegung der Waffen vermocht werden.

Gewaltiger, entsetzlicher war noch nie ein Kampf auf den Straßen von Paris durchgefochten worden; nie hatte eine so grauenvolle Erbitterung die Bewohner derselben Stadt gegen einander getrieben und Scheußlichkeiten waren dabei verübt worden, vor denen sich jedes menschliche Gefühl empört. Die Tödtung des Erzbischofs von Paris, Denys Affre, welcher, um Frieden und Versöhnung zu bringen, unter die Streitenden trat; der an dem General Brea, welcher im Vertrauen auf französische Ehre sich freiwillig in die Gewalt seiner Gegner begeben hatte, verübten Meuchelmord; das Verstümmeln und Hinschlachten der Gefangenen sind Vorgänge, welche den tiefen Verfall der Sittlichkeit schreiend beurkunden. Dennoch weisen die Franzosen jeden Vergleich dessen, was in den blutigen Tagen des Juni zu Paris geschah, mit dem, was sich am 18. September zu Frankfurt ereignete, mit Entrüstung von sich. Sie behaupten, und leider nicht ohne Grund, daß jene Frevel

hauptsächlich auf Rechnung der befreiten Galeerensträflinge zu bringen seien, welche als unwürdige Streiter an jenem Kampfe Theil genommen, daß aber ganz Frankreich mit Abscheu die Gemeinschaftlichkeit solcher Verbrechen von sich gewiesen habe. Seien Volksvertreter erschlagen worden, so sei es in der Hitze des Gefechts geschehen, und ohne daß man sie erkannt oder den Streich absichtlich nach ihrem geheiligten Haupte geführt habe. In Deutschland, in dem Lande, das sich seiner Bildung, seiner Treue und Biederkeit rühme, habe man dagegen Abgeordnete der Nation nicht nur vorsätzlich und grausam geschlachtet, sondern diese That in Volksversammlungen offen gebilligt, den schauderhaften Bericht derselben mit Beifallsgeschrei vernommen und die Mörder als Helden gepriesen. Es ist beschämend für uns Deutsche, hiefür nur die Entschuldigung zu haben, daß das wahnsinnige Treiben einer kleinen fanatischen Partei nicht der großen Masse der Nation untergeschoben werden dürfe, immerhin aber bleibt es betrübend, daß in Deutschland überhaupt solche Stimmen laut werden können.

Ueber die Zahl der Todten und Verwundeten in Paris fehlen zuverlässige Angaben, da man dort wie bei uns einen wohlthätigen Schleier über solche Vorgänge zu breiten sucht. Die mäßigsten Berichte sprechen von 15,000 Menschen, die theils umgekommen, theils verletzt worden sind. Eben so groß war die Zahl der Gefangenen, von denen jedoch viele sogleich ihre Freiheit wiedererhielten, 10,838 aber vor die unter dem Vorsitz des Generals Bertrand errichteten Militärcommissionen gewiesen wurden, welche, da Paris in Belagerungsstand erklärt worden, die Stelle des ordentlichen Richters vertraten. Willkürlichkeit und Strenge kann man übrigens dem eingeleiteten Verfahren nicht gerade zum Vorwurf machen; es wurden 6267 Verhaftete später entlassen, 4316 zur Abführung in die Verbannung verurtheilt und nur 255 als Anstifter und Beförderer des Aufruhrs an die Kriegsgerichte überliefert, welche über das Schicksal derselben noch zu entscheiden haben.

Das zu Paris im Juni vergossene Blut floß nicht in dem Kampfe der Freiheit gegen die Tirannei: es war

der Streit der Gesetzlosigkeit gegen die Ordnung, des Müssiggangs gegen die Arbeit, des Frevels gegen das Eigenthum, ein Streit, welcher von eigensüchtigen oder wahnsinnigen Führern geschürt worden war, die mit der Wohlfahrt einer großen Nation gegen alle Erfahrung wie gegen die sittliche Weltordnung gefährliche Versuche machen wollten. Ein solches Unternehmen führt, wenn es gelingt, zur Auflösung aller Bande der menschlichen Gesellschaft, und wenn es mißlingt zur Unterdrückung der Freiheit. Die letztere Wirkung hatte es in Frankreich, wo General Cavaignac zwar die ihm übertragene willkürliche Gewalt nach geendetem Kampfe in die Hände der Nationalversammlung zurückgab, von dieser aber unter dem Titel eines Präsidenten des Ministerraths sogleich wieder an die Spitze der Geschäfte gestellt und mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt wurde.

Die fünf Mitglieder der ausübenden Macht hatten, das Unhaltbare ihrer Stellung einsehend, schon am 24. Juni ihre Vollmacht zurückgereicht, und so sehen wir in Frankreich anstatt republikanischer Freiheit eine Militärherrschaft begründet, der sich die Vertreter der Nation freiwillig unterwerfen, hinter die sich das Land flüchtet, um den Schrecken des Bürgerkrieges und der rohsten Gewalt zu entgehen.

Das, was Frankreich seine Republik nennt, ist ein Zustand von Unfreiheit geworden, wie er unter der königlichen Herrschaft unbekannt war und wie er bei uns in Deutschland nie eintreten möge. Zu keiner Zeit hat der Belagerungsstand der Hauptstadt Frankreichs so lange gedauert, ist die polizeiliche Ueberwachung so streng, die Presse, das Versammlungsrecht so willkürlich eingeengt gewesen, nie war die Finanzlage des Landes so trostlos.

Das Staatsbedürfniß, von dem das stehende Heer allein 750 Millionen verschlingt, ist auf mehr als 1800 Millionen Franken veranschlagt, der außerordentliche Aufwand des laufenden Jahres auf 687 Millionen angewachsen und keiner von den vielen Vorschlägen, die man zu Tage gefördert hat, zur Hebung dieser großen Uebelstände geeignet. Mit Anleihen, welche bei dem hohen Zinsfuß und den nachtheiligen Bedingungen, die

man einzugehen genöthigt ist, das Verderben nur umfangreicher machen, fristet man die Cassen fort. Durch Vermehrung des umlaufenden Papiergeldes, worauf die meisten vorgelegten Pläne hinauslaufen, würde, wie zur Zeit der ersten französischen Revolution, alles baare Geld vollends aus dem Lande getrieben werden und eine Entwerthung dieses Zahlmittels eintreten, mit der die Vermehrung desselben gleichen Schritt halten müßte. Wir wissen, daß die Assignaten, welche der Convent erschuf, und deren Ausgabe bis auf 46,000 Millionen anschwoll, zuletzt völlig werthlos wurden, obgleich man die Annahme derselben durch Androhung der Todesstrafe erzwang.

Um in die verwickelten Verhältnisse der französischen Finanzen hinreichendes Licht zu bringen, daß unsere Leser den Zustand derselben in so weit zu erkennen vermöchten, als die öffentliche Darlegung der Sache durch die verschiedenen Vorstände des Finanzministeriums, den Ausschuß der Nationalversammlung, die Verhandlungen hierüber und die Presse hierzu den Anhalt bieten, bedürften wir einen Raum, welcher den Umfang dieser Schrift bei weitem überschreiten würde. So viel zeigt aber schon der oberflächlichste Einblick in diese Angelegenheiten, daß sie die nicht zu verstopfende Quelle neuer Erschütterungen in dem Boden Frankreichs sein werden und sich daraus eine Umwälzung vorbereitet, deren Folgen sich gar nicht voraus berechnen lassen.

Die Meinung, daß dem Uebermaaß des Uebels nur durch die Zurückführung monarchischer Staatseinrichtungen abgeholfen werden könne, findet in Paris viele Anhänger, noch mehrere in den Provinzen, nur fehlt es an einer hervorragenden Persönlichkeit, an einem geeigneten Thronbewerber, und schwerlich dürfte ein solcher so bald gefunden werden, welcher der Größe der Aufgabe gewachsen und kraftvoll genug wäre, die Schwierigkeiten zu besiegen, welche sich riesengroß nach allen Richtungen hin erheben. Möchte eine gründliche Würdigung dieser Verhältnisse dazu beitragen, uns Deutsche von leichtsinnigen Unternehmungen zurückzuhalten und die Bahn der gesetzlichen Entwickelung unserer Zustände, welche allein zu wahrer Freiheit und Wohlfahrt führt, von uns nicht verlassen werden.

Die hohlen, täuschenden Vorspiegelungen, womit schlaue Verführer das Volk zu bethören, zu Gewaltschritten zu verleiten suchen, haben den verständigen Sinn der großen Masse desselben noch nicht zu bewältigen vermocht, und die angestellten Versuche zur Einführung der Republik schon in ihrem Beginn bewiesen, daß die verheißene Befreiung von allen Abgaben, der Wohlstand ohne Arbeit und Mühe, die vollständige Ungebundenheit nur leere Hirngespinnste sind. Bürgerkrieg, Blutvergießen, schwere Unkosten und Opfer, vermehrte Noth waren die unausbleiblichen Folgen solcher Unternehmungen, welche zugleich der wirklichen Freiheit gefährlich und eine Handhabe für die Reaktion (Zurückführung in die alten Zustände) wurden.

Achtung vor dem Gesetz, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Anerkennung jedes wohlerworbenen Rechts, Reinheit der Sitte, Festigkeit des Glaubens, Hinblick auf Gott sind die starken Pfeiler, auf denen die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts beruht. Sie können zwar vorübergehend erschüttert, nie aber völlig niedergerissen werden, und geschähe es jemals, so wäre damit die bürgerliche Gesellschaft vernichtet und in eine Horde verwandelt, die, unter die Stufe der Thierheit hinabgedückt, sich selbst aufreiben würde.

Die Blätter der Geschichte lehren uns den ewigen und nothwendigen Zusammenhang von Ursache und Wirkung kennen, welchen die Faseleien wahnsinniger Träumer oder die Trugschlüsse böswilliger Verführer nicht aufzuheben vermögen, und dringen uns zuletzt die Wahrheit des alten Spruches auf:

„Laßt uns besser werden,
So wird's besser sein!"

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

Früher sind im Verlage des Vereins erschienen

Umschau in deutschen Landen.

Franken.

Preis 4 Ngr.

Schatzkästlein deutscher Geschichten.

4 Bändchen.

Preis 16 Ngr.

Altes und Neues

aus

der Land- und Hauswirthschaft.

2 Bändchen.

Preis 6 Ngr.

Deutsche Volkslieder.

Preis 6 Ngr.

Kell

Wanderbuch durch Oesterreich.

Preis 6 Ngr.

Sarah Martin

und

Elisabeth Inchbald

Lebensbilder

von

C. W.

J. Höck

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die französische Revolution von 1848 [achtzehnhundertachtundvierzig]

Zwickau 1849

Gall.rev. 1022 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425357-2